

Helmut Brall (Hg.)

KINDHEIT IM RUHRGEBIET

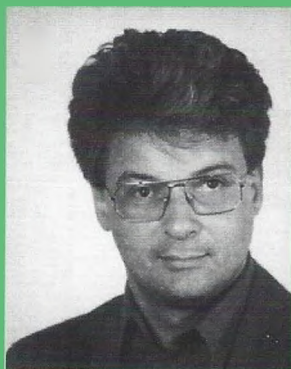
Nachkriegsleben und
Wiederaufbauzeit



BOUVIER

Das Ruhrgebiet in den Jahren 1948 bis 1964: Bilder, Geschichten und Anekdoten rufen in die Ferne rückende Kindheitstage zurück. Die Perspektive dieser Momentaufnahmen ist einseitig, vielleicht sogar eigensinnig. Es kommt nur die Generation zu Wort, die zwischen den noch nicht vollständig beseitigten Trümmern in den Städten des Reviers und einer mitunter erdrückenden Wohnzimmerbehaglichkeit groß geworden ist. Ein Ausschnitt des versteckten und vergessenen Privatlebens, vor allem die subjektive Erfahrung mit den sozialen und familiären Beziehungen, wird freigelegt. Wie aus einem Tagebuch entnommen, tauchen die Wünsche, Hoffnungen, Enttäuschungen, Ängste, Nöte und tragikomischen Verzerrungen wieder auf, die das alltägliche Leben von Kindern in der Nachkriegs- und Wiederaufbauzeit begleitet und geformt haben.

Helmut Brall, geb. 1951, aufgewachsen in Gelsenkirchen, arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Germanistischen Seminar der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf; Studium der Geschichte, Philosophie und Germanistik an den Universitäten Düsseldorf und Heidelberg, Promotion 1979, Publikationen zur Geschichte kultureller Vorstellungen und Lebensformen (Fremde, Einsamkeit, Autorität, Geschlechtlichkeit).



**BOUVIER Bücher zum
Thema Ruhrgebiet**

Roland Kirbach

Mittendrin

Innenansichten des Ruhrgebiets

Mit einem Vorwort von

Max von der Grün

1992, 279 Seiten, 26 Abb., geb.

ISBN 3-416-80679-4

Gregor Heinrichs

Sagen aus dem Ruhrgebiet

Geschichten und Legenden von

Riesen, Feen und unheimlichen

Gestalten.

Mit einem Vorwort von

Josef Reding

1992, 188 Seiten, 62 Abb., geb.

ISBN 3-416-80680-8

Helga Mohaupt

Kleine Geschichte Essens

1991, 318 Seiten, 18 Abb., br.

ISBN 3-416-80649-7

Jürgen Reulecke

**Vom Kohlenpott zu
Deutschlands „starkem Stück“**

Beiträge zur Sozialgeschichte

des Ruhrgebiets

1990, 208 Seiten, br.

ISBN 3-416-80660-3

**BOUVIER Bücher zum
Thema Ruhrgebiet**

Helga Kanies

„Sarret ährlich“

Die Sprache im Ruhrgebiet

1991, 244 Seiten, br.

ISBN 3-416-80668-9

Herbert Somplatzki / Bernd Dreher

Essen

Stadt-Ansichten 1889-1947

1989, 107 Seiten, 63 Abb., geb.

ISBN 3-416-80636-0

Ludger Tewes

**Mittelalter an
Lippe und Ruhr**

Geleitwort von F. Hengesbach,

Bischof von Essen

1988, 159 Seiten, 37 Abb., br.

ISBN 3-416-80633-6

Kindheit im Ruhrgebiet

Nachkriegsleben und Wiederaufbauzeit

Herausgegeben von
Helmut Brall

1992

BOUVIER VERLAG • BONN BERLIN

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Kindheit im Ruhrgebiet: Nachkriegsleben und Wiederaufbauzeit / Helmut Brall (Hg.) – Bonn; Berlin; Bouvier, 1992

ISBN 3-412-80673-5

NE: Brall, Helmut, [Hg.]

Alle Rechte vorbehalten. Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, das Buch oder Teile daraus zu vervielfältigen, zu veröffentlichen oder auf Datenträger aufzunehmen.

© Bouvier Verlag, Bonn Berlin 1992.

Satz: DSV Meier, Stockhausen.

Druck: PDC • Paderborner Druck Centrum GmbH, Paderborn.

Umschlagfoto: Privatbesitz

Eingelesen mit [ABBY Fine Reader](#)

Inhalt

Rückfragen an die fünfziger Jahre	7
Zugänge.....	23
Zu Hause	32
Schule.....	54
Die Stadt	63
Nahrung	76
Sprache	85
Wünsche, Ängste, Phantasien	90
Die Welt der Männer	106
Geschäfte	111
Freunde und Feinde.....	119
Abschiede	139
Die Autoren dieses Bandes	144
Bildnachweise.....	146

Rückfragen an die fünfziger Jahre

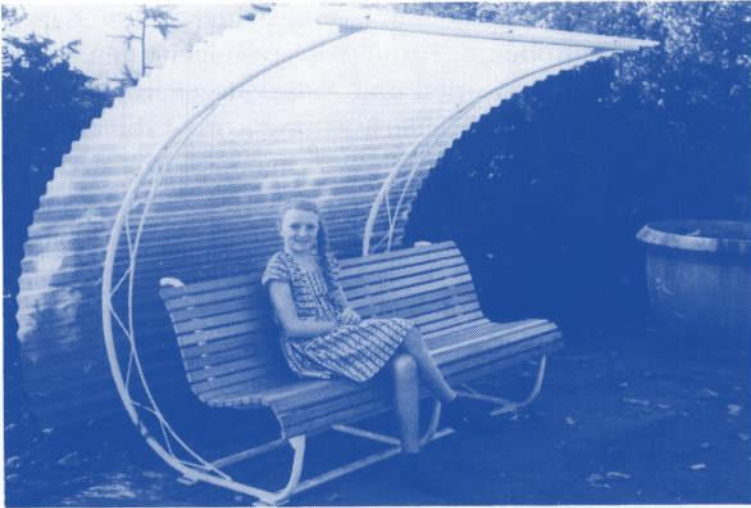
Wie waren die fünfziger Jahre wirklich? Kann man überhaupt ein in sich stimmiges und halbwegs realitätsgerechtes Bild von einem Abschnitt der jüngeren Zeitgeschichte zeichnen, ohne die gelehrte und distanzierende Brille der wissenschaftlichen Forschung aufzusetzen? Kann man auf Analysen von Akten, Dokumenten, Meinungen der Zeit verzichten und sich unter Umgehung der Archive und der schriftlichen Medien weitgehend von den Erinnerungsspuren der eigenen Lebensgeschichte leiten lassen? Mutmasslich nicht, denn ein solches Unterfangen würde doch nicht mehr als eine private Wahrnehmung, eine subjektive Erfahrung, Zufälliges also, einfangen und weitergeben. Aber im Zufälligen spiegelt sich auch immer das Gegebene, das, was ansteht. Welche Aspekte der Zeit kann eine solch zusammengelesene Sicht auf die Geschichte, auf eine anonyme Geschichte im Kleinen gewissermassen, wieder ins Bewusstsein rufen und welchen Wert hat solche Erinnerungsarbeit gerade für das Bild, das wir uns heute von den fünfziger Jahren machen? Erinnerungen folgen eigenen Gesetzmässigkeiten. Sie wollen kein fertiges Bild über eine vergangene Zeit geben. Vergangenes aber kann nur dann verabschiedet werden, wenn Erinnerungen sich Gehör verschaffen. Diese müssen keineswegs mit Grosseem und Bedeuten-dem verknüpft sein, um etwas Verbindendes oder Allgemeines mitzuteilen. Kontinuitäten und Brüche im Lebensgefühl werden durch Erinnerungsarbeit deutlich, nur sie klärt darüber auf, was «eigentlich los war».

I.

Auch in der wissenschaftlichen Forschung¹ ist nicht anders als in den Sachbüchern zur Zeitgeschichte² ein Gegensatz zwischen nostalgischen und ablehnenden Tendenzen zu spüren. Wollte man einen Essay gegen die fünfziger Jahre schreiben, liesse sich sicher viel Negatives ins Feld führen, wollte man ihnen ein Loblied singen, müsste man wohl jemanden dafür gewinnen, der schon damals für ihren Charme und Nimbus eingetreten ist oder jemanden, der sie selbst nicht mehr erlebt hat. Im Rückblick auf die Zeit fällt zuerst die Mischung aus Lebensegier und Ordnungszwang, hektischem Erwerbsdrang und konservativer Wertetafel

¹ Geschichte der Bundesrepublik Deutschland in fünf Bänden, hg. von Karl Dietrich Bracher, Theodor Eschenburg, Joachim C. Fest, Eberhard Jäckel, vor allem die Bände von Theodor Eschenburg, Jahre der Besetzung 1945-1949, Stuttgart, Wiesbaden 1983 und Hans-Peter Schwarz, Die Ära Adenauer. Gründerjahre der Republik 1949-1957, Stuttgart, Wiesbaden 1981 und ders., Die Ära Adenauer. Epochenwechsel, 1957-1963, Stuttgart, Wiesbaden 1983. Hermann Glaser, Kulturgeschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bd. 1, Zwischen Kapitulation und Währungsreform 1945-1947, Bd. 2, Zwischen Grundgesetz und Grosser Koalition 1949-1967, München, Wien 1985/86, Dieter Bänsch (Hg.), Die fünfziger Jahre. Beiträge zu Politik und Kultur, Tübingen 1985, Bundesrepublik Deutschland – Die fünfziger Jahre. Sozialwissenschaftliche Informationen Heft 2 (1986) und mit Schwerpunkt auf dem Ruhrgebiet Lutz Niethammer (Hg.), «Hinterher merkt man, dass es richtig war, dass es schiefgegangen ist». Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet von 1930-1960, Bd. 2, Berlin, Bonn 1983 und Gerhard Brunn (Hg.), Neuland Nordrhein-Westfalen und seine Anfänge nach 1945/46, Essen 1986 mit Beiträgen zu Politik, Sozialgeschichte und Kultur.

² Nikolaus Jungwirth, Gerhard Kromschroder (Hgg.), Die Pubertät der Republik. Die 50er Jahre der Deutschen, Frankfurt 1978 sowie Eckhard Siepmann (Hg.) u.a., Bikini. Die fünfziger Jahre. Kalter Krieg und Capri-Sonne. Fotos – Texte – Comics – Analysen, Berlin 1981.



Der Charme der fünfziger Jahre

ins Auge. Auch die Verdrängung der Katastrophe des 2. Weltkrieges und der heftige Antikommunismus gibt dem sozialen Klima in der bundesrepublikanischen Gesellschaft der fünfziger Jahre ein ganz besonderes, unverwechselbares und wenig anheimelndes Gepräge. Dem kritischen Rückblick aus den neunziger Jahren will sich die Soziallandschaft aus den Anfängen der Bundesrepublik zunächst als eine kollektive Charakterneurose darstellen: als ein wildes Gemenge von übermächtigen kriegerischen Impulsen, die hartnäckig verleugnet und darum so schnell wie möglich auf Feindbilder projiziert wurden; vor diesen aber wurde, den Reklamewänden vor den Trümmergrundstücken vergleichbar, eine biedere, harmlose Fassade mit der Botschaft «Wir sind wieder wer» errichtet. Im Namen von freiheitlichen Programmen wurden ausserordentlich hohe Anforderungen an das sittliche und moralische Verhalten der anderen (Zucht und Ordnung) gestellt. Leistungsbereitschaft und soziale Anpassungsfä-

higkeit unterlagen ständiger Kontrolle ungeprüfter Respektspersonen. Aber hinter all den Drohworten und Autoritätsgebärden, angesichts der aggressiven Überwachung von Verboten und Grenzen, ist kaum eine glaubwürdige Verkörperung der Ideale und der humanen Errungenschaften der Nachkriegsgesellschaft zu erkennen. Gab es zwischen all den kollektiven und individuellen Verlogenheiten einerseits, den bornierten Soll- und Normvorstellungen andererseits, keine vernünftige und verlässliche Autorität, keine gesellschaftliche Institution, die mit einem wachen Bewusstsein für die herrschenden Zwänge und Unterdrückungen an einer Veränderung des kulturellen Klimas interessiert gewesen wäre?

II.

Zweifellos gibt es eine grosse Anzahl von Menschen, in deren Kindheit sich die allgegenwärtigen und immer geschürten Autoritätsängste und sadistischen Unterdrückungen zu einem depressiven und ohnmächtigen Lebensgefühl verfestigt haben. Ein solches Lebensgefühl entsprach nicht nur über weite Strecken den gesellschaftlichen Forderungen nach Disziplin, Anpasstheit und Ruhe, gegen deren Störung eine Front von Eltern, Nachbarn, Lehrern, Pfarrern zusammenstand, es passte auch zum Stil der kollektiven Selbstberuhigung in allen politisch und moralisch brisanten Fragen der Gegenwart. So konnten etwaige Widersprüche zwischen der Anpassung an oder gar den Verstrickungen in das totalitäre NS-Regime und den Lizenzen und Anforderungen der «neuen» demokratischen, sozialen und marktwirtschaftlichen Gesellschaftsordnung nicht ausgetragen werden. Auch standen für eine solche Aufgabe der geistigen Standortbestim-

mung, der nationalen Selbstvergewisserung und der «Vergangenheitsbewältigung» weder Medien zur Verfügung, noch die Zeit und vielleicht auch nicht der Wille. Alle Kräfte wurden umstandslos in den Dienst des Wirtschaftswachstums gestellt und in die diesem Prozess förderliche Restauration der konservativen, autoritären Werte. Sowohl die unausgetragenen Konflikte der Kriegsgenerationen wie die neuerrichteten Zwänge und Schamwälle der Nachkriegszeit haben sich in einem Sozialklima niedergeschlagen, das die emotionale Umwelt der nächsten Generation ebenso belastete wie die Emission von Schadstoffen die Luft zum Atmen: Verbote, Doppelmoral, Zwänge, Misstrauen, Ablehnung von Fremdem, grobe Vernachlässigungen, Anpassungsdruck, beharrliche Feindschaften, Dominanz des Biederen und Privaten etc. ... Das Bild von den fünfziger Jahren, das sich Kindern und Heranwachsenden eingeprägt hat, ist ohne ein bewusstes Verständnis für die rationalen Beweggründe und Ziele der Erwachsenen in der Nachkriegsgesellschaft, für das Bedürfnis nach Entlastung, Aufschwung, Lebensstandard, Komfort und Luxus,³ unbelastet auch von der verbreiteten Obsession, eine Verangenheit mit Krieg, Hunger, Not, Vertreibung, Verlusterfahrungen und Wirren aller Art vergessen zu müssen. Es setzt sich nach einer anderen Logik der Wünsche und Wahrnehmungen zusammen, ist im Ganzen bestimmt von der Suche nach Räumen zwischen der einzwängenden Sozialwelt der Erwachsenen und den anarchischen Räumen der Phantasie und der Trümmergrundstücke.

³ Hans-Peter Schwarz konstatiert, dass Anfang der fünfziger Jahre für die Bürger der Bundesrepublik ruhige Zeiten (begannen). «Endlich konnte man so leben, wie man es sich immer gewünscht hatte, und man tat es.» Die Ära Adenauer. Gründerjahre der Republik, S. 375.

III.

Die hier versammelten Beiträge versuchen, die innere Umwelt von Kindern der fünfziger Jahre ein Stück weit zu rekonstruieren. Kindheit ist immer in einen sozialen, in einen geschichtlichen und in einen individuellen Lebens- und Erfahrungszusammenhang eingebunden. Als Phänomen für sich wird sie in der Regel



Heimkinder

von denen wahrgenommen, die schon ausserhalb der Kindheit stehen, und sie zu beschreiben, in Bildern festzuhalten oder zu erzählen suchen. Kinder selbst nehmen Kindheit als Lebensabschnitt nicht wahr. Die fehlende lebensgeschichtliche Selbsteinordnung schärft allerdings den Sinn für die besonderen Zeitumstände und das Kolorit der die Kindheit umgebenden Welt. «Man denkt an seine Kindheit, wenn nicht mit sentimentaler Nostalgie, so doch mindestens mit Genugtuung, dass man sie so gut überstanden hat. Ähnlich erinnern sich ehemalige Soldaten

an die Kriegsjahre. Die Ähnlichkeit ist keine zufällige. Es sind die Kinder- und die Kriegsjahre, in denen man besonders intensiv lebt. Das Kind und der Soldat, beide kommen in eine Situation, die für sie neu, unbekannt, unheimlich, gefährlich ist.»⁴ In diesem übertragenen Sinne, also im Hinblick auf die innere Umwelt, nicht als Dokumentation der Wohnungsnot in den zertrümmerten Städten der Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegszeit,⁵ kommen hier die Erfahrungen einer Kindergeneration zur Sprache.

Im Vordergrund steht die kindliche Wahrnehmung der Welt. In ihr spielt der Krieg eine Rolle nur noch über die Verdrängungsarbeit der Kriegsgenerationen. Seine Relikte verschwinden allmählich aus der äusseren Wirklichkeit. Aber sie wandern in das Reich des Verborgenen, wo sie beginnen, unheimlich zu werden.

Die Familie ist die soziale Institution, in der die kollektive Verdrängung der Vergangenheit und die Unterdrückung aktueller Konflikte in den fünfziger Jahren besonders intensiv eingeübt wurde. Dies hat seine Ursachen in der Unsicherheit und in dem Formierungsbedürfnis der Kriegsgenerationen, vielleicht auch im Wunsch nach privater Entschädigung für das versäumte Leben. Daher steht die Familie in den Beiträgen dieses Bandes an exponierter Stelle: einmal als Schauplatz der Kindheit, dann aber auch als Bollwerk gegen die gesellschaftliche Aussenwelt. Der

⁴ Kindheiten. Gesammelt aus Lebensberichten, hrsg. von Ursula Voss mit einem Vorwort von Gabriel Laub, München 1979, S. 8.

⁵ Vgl. zu diesem Thema den Dokumentarband von Heinz-Jürgen Priamus, Die Ruinenkinder. Im Ruhrgebiet 1945/1949, Düsseldorf 1985 (Fotographierte Zeitgeschichte), Christian Koch, Rainer Büschel, Uli Kuhnle, Trümmerjahre. Nürnberg 1945-1955, München 1989.



Durchschnittsfamilie

Mikrokosmos kindlicher Lebenserfahrungen hat auf den ersten Blick keine Berührung mit den grossen Themen und den politischen Impulsen jener historisch abgrenzbaren gesellschaftlichen Umbruchphase, in der der Krieg kalt wurde. Wirtschaftswachstum und Wiederbewaffnung, «der Russe», die «Sowjetunion», der «Amerikaner», das ganze politische und kulturelle Leben der Zeit wurde nur über das Medium der Elternmeinung verbreitet und aufgenommen. Dies blieb nicht ohne Wirkung, denn es förderte die künstlichen Polarisierungen und sozialen Grenzzäune und es stiftete hartnäckige, undurchschaute Feindschaften zwischen Kindern verschiedener Herkunft und Konfession, unterschiedlicher Schichten, ja selbst verschiedener Schulen, Strassen und Wohnblöcke.

«Die moderne Familie [...] kehrt sich von der Welt ab und setzt der Gesellschaft die zurückgezogene Gruppe der Eltern und Kinder entgegen. Die gesamte Energie der Gruppe verausgabt sich im Bemühen um das Fortkommen der Kinder, und zwar jedes einzelnen, ohne dass der kollektive Ehrgeiz dabei eine Rolle spielte: um die Kinder geht es weit mehr als um die Familie.»⁶ Dieses Urteil des verdienstvollen Historikers der Kindheit, Philippe Ariès, hält fest, für welche eigenen Ziele und Wünsche die Kindheit in der modernen industriellen Gesellschaft eingesetzt werden konnte, gute Vorsätze vielleicht, die wohl nicht die Realität der Generationenbeziehung widerspiegeln. Wäre dem so, hätte es keine Energie und keinen Anlass für Jugendbewegun-

⁶ Philippe Ariès, *Geschichte der Kindheit*, München 1975, S. 554 f. Siehe dazu auch Eckhard Meinberg (Hg.), *Kindheit – interdisziplinär betrachtet. Studientexte zur aktuellen Kindheitsforschung*, Köln 1984 sowie Marie-Louise Hesen, Peter von Zahn, *Zwei Jahrtausende Kindheit*, Köln 1979.

gen und Jugendrevolten gegeben, an denen gerade das 20. Jahrhundert nicht arm ist.⁷

Die Privatisierung des Lebens beruft sich in den fünfziger Jahren im wesentlichen auf religiöse, ja asketische Motive. Dabei ging es freilich nicht um Weltflucht, sondern um die Separation der Familie und die Durchsetzung von Zucht, Ordnung, Gehorsamkeit und Leistung in der «Keimzelle des Staates». Nicht zuletzt in den Festtagsreden von Politikern und den salbungsvollen Büchern von Intellektuellen wurde die Mission des Abendlandes und das Bild vom genügsamen und frommen Arbeiter im Weinberg des Herrn immer wieder beschworen.⁸ Die Preisgabe der Sozialität, d.h. der Verzicht auf wesentliche zwischenmenschliche Kontakte ausserhalb der Familie, erfolgte in aller Regel unbewusst, aber mit Unterstützung staatlicher und kirchlicher Kreise, die hier ihre Einfluss- und Machtchancen ausdehnen und ausleben konnten. Solch fromm verbrämter Geist mochte in der proletarischen Welt vielleicht wenig ausrichten, aber für die verunsicherten Angestellten, Beamten und kleinen Geschäftsleute stellten Hirtenbrief und christlich-soziales Wohlstandsversprechen mit ihren kaum verhüllten Gehorsamsforderungen eine Richtschnur der Lebensführung dar. Nicht wenige Familienväter bedienten sich des moralischen Einschüchterungspotentials, das auch die katholische Kirche gerne dazu benutzte, jugendliche Ausbruchsversuche und oppositionelle Haltungen zu unterbin-

⁷ Ein anschauliches Bild von der Jugend und ihren Konflikten in diesem Jahrhundert zeichnet der Band von Wilfried Breyvogel und Heinz-Hermann Krüger (Hgg.), *Land der Hoffnung – Land der Krise. Jugendkulturen im Ruhrgebiet 1900-1987*. Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung, Berlin, Bonn 1987.

⁸ Vgl. dazu Jost Hermand, *Kultur im Wiederaufbau. Die Bundesrepublik Deutschland 1945-1965*, Frankfurt a.M., Berlin 1989, S. 234 ff.



Kommunion

den und die Abweichler und Delinquenten wieder in die Zwänge der familiären Isolation zurückzutreiben. Der Mangel an Alternativen im Spektrum der Lebensformen und im Lebensentwurf von Kindern aller sozialen Schichten resultierte wesentlich aus dem Mangel an öffentlichem Raum und ausserfamiliärer Verantwortlichkeit. Gegenüber der unbegrenzten Machtanmassung in der Familie, der Straf- und Verfügungsgewalt der Eltern, half kein Kinderschutzbund und kein Lehrer, kein Pfarrer oder Nachbar, kein Arzt und kein Sozialarbeiter. Dieser geballten Konzentration von autoritären Kräften und Institutionen wie Eltern, Schule, Kirche, Sportverein, Nachbarschaft war nur mit Phantasien von Feuer und Sprengstoff beizukommen, mit Phantasien also, die auf grundlegende und sehr rasche Veränderung der Dinge abzielen. Wenn das Verbindende, die «Kultur» einer Altersgruppe, auch darin liegt, dass sie gemeinsame Phantasien

teilt und aus der Kindheit in ihr späteres Leben trägt, dann wären einige Zusammenhänge zwischen der Nachkriegszeit und dem Ende der sechziger Jahre kein Zufall.⁹

IV.

Dieser Band zeichnet Bilder, Miniaturen, Skizzen vom Leben in den Jahren von 1948-1964 im Ruhrgebiet. Seine Perspektive ist bewusst einseitig, vielleicht sogar eigensinnig, denn es kommen nur Kindheitserfahrungen der Generation zur Sprache, die zwischen den noch nicht vollständig beseitigten Trümmern in den Städten des Reviers und einer mitunter erdrückenden neuen Wohnzimmerbehaglichkeit gross geworden ist. Ein Stück Alltagsgeschichte der Bundesrepublik wird im Spiegel der sozialen und familiären Verhältnisse beleuchtet.¹⁰ Dieser Spiegel ist alles

⁹ Die jüngere Sozialisationsforschung nimmt eine partielle Übereinstimmung der Träger der «Halbstarken»-Bewegung aus der Mitte der fünfziger Jahre mit den Mitgliedern der Studentenbewegung am Ende der sechziger Jahre an. Beide Bewegungen artikulierten ihre Proteste gegen Autorität und Normierungszwänge auf unterschiedlichen Ebenen: Die «Halbstarken» verletzten die Normen einer Ordnung, deren Legitimität sie nicht anzweifelten und deren Machtmittel sie fürchteten, die Studentenbewegung wollte in das blanke Gesicht der Staatsgewalt sehen, um deren wahre Ideologie zu entlarven und ihr die Legitimation abzusprechen. Vgl. dazu den Beitrag von Marina Fischer-Kowalski, Halbstarke 1958, Studenten 1968: Eine Generation und zwei Rebellionen, in: Ulf Preuss-Lausitz u.a., Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder. Zur Sozialisationsgeschichte seit dem zweiten Weltkrieg, Weinheim und Basel 1983, S. 57 ff.

¹⁰ Die Geschichte von Berliner Familien aus der Kriegs- und Nachkriegszeit, insbesondere unter dem Aspekt des von den Ehefrauen und Müttern zu bewältigenden Alltags, behandelt das Buch von Sibylle Meyer und Eva Schulze,

andere als objektiv. Er will im Gegenteil die Wünsche, Hoffnungen, Enttäuschungen, Ängste, Nöte und tragikomischen Verzerrungen wieder vor Augen führen, die das alltägliche Leben begleitet und geformt haben. Kindlicher Realitätssinn geht auf das Detail, und seine Welterkenntnis leitet das ungeteilte Interesse am eigenen und am innerfamiliären Wohlergehen. Daher eignet ihm eine ganz besondere Empfänglichkeit für das Innenleben und das emotionale Klima, das in einer Gesellschaft herrscht und das Leben bis in die Seelenlage der Familien und in die Tiefen des eigenen Selbstgefühls hinein beeinflusst. Vielleicht kann man den Erinnerungen und Erzählungen in diesem Band insoweit dokumentarischen Wert beimessen, wie sie verallgemeinerbare Erfahrungen und damit eine Wahrheit ausdrücken, die so nur das Archiv menschlicher Erinnerung an das eigene Ich aufbewahrt.

Die Entscheidung der Autoren dieses Bandes für einen solchen Blick in das Archiv der eigenen Kindheitserfahrungen bringt zwangsläufig den Verzicht auf wissenschaftlich überprüfbares Material und dessen zeitgeschichtliche Erheblichkeit mit sich. Der an historischen Daten interessierte Leser mag daher diesen Band getrost zur Seite legen, denn er enthält keinerlei nennenswerte Nachrichten über die äusseren Zeitumstände oder politische und gesellschaftliche Ereignisse. Vielleicht aber kristallisie-

Von Liebe sprach damals keiner. Familienalltag in der Nachkriegszeit, München 1985. Für Gelsenkirchen liegen bereits zwei Bände mit geschichtsbildender Absicht und Anlage vor. Hartmut Hering, Michael Klaus (Hgg.), Und das ist unsere Geschichte. Gelsenkirchener Lesebuch, Oberhausen 1984, 4. Auflage 1991 sowie Hartmut Hering, Michael Klaus, Hugo Ernst Käufer (Hgg.), Für uns begann harte Arbeit: Gelsenkirchener Nachkriegslesebuch, Oberhausen 1986.

ren sich einige Aspekte vom Zeitcharakter dort besonders anschaulich heraus, wo sie selber charakterbildend und lebensprägend gewirkt haben, in dem formbaren Stoff kindlicher Seelen.¹¹

Die subjektive Begrenztheit dieses Zuganges verbietet es geradezu, zu bewährten literarischen Formen der Zeitrevue wie dem Essay, der Autobiographie oder gar den Memoiren zu greifen, die ihre Zeit durch das Brennglas der geistigen Autorität und der moralisch wie gesellschaftlich hochstehenden Persönlichkeit betrachten. Da die eigene Kindheit und Pubertät in der Regel sehr viel undurchsichtiger ist als die von anderen Menschen oder gar die von Menschenansammlungen, ist die bevorzugte Form der Beiträge dieses Bandes die von beiläufigen Geschichten. Sie wurden nach Möglichkeit aus einem autobiographischen Zusammenhang gelöst und unter dem Gesichtspunkt lebensformender Kräfte und Institutionen nebeneinandergestellt, also zu einem guten Stück anonymisiert. Aus individuellen Kindheitserinnerungen sollte ein Horizont kollektiver Kindheit aufgespannt werden, ein Portrait der fünfziger Jahre in Mosaiksteinen. Als Streifzüge durch Erinnerungen aus der Zeit des Lebens, in denen das Lebensgefühl sich verdichtete und die Vorstellung vom eigenen

¹¹ Eine gründliche Beschreibung der seelischen Situation und der zeitspezifischen Nöte der Nachkriegskinder findet man bei Eugen Drewermann, *Psychoanalyse und Moralthologie*, Bd. 2: *Wege und Umwege der Liebe*, «Warte, bis Vater wiederkommt!», S. 138-161, 3. Aufl., Mainz 1987, eine Studie über die äusseren Lebensbedingungen bei Helga Zeiher, *Die vielen Räume der Kinder. Zum Wandel räumlicher Lebensbedingungen seit 1945*, in: Ulf Preuss-Lausitz u.a., *Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder*, S. 176-195, zum Wandel der Verhaltensmuster in familiären und schulischen Beziehungen vgl. Peter Büchner, *Vom Befehlen und Gehorchen zum Verhandeln. Entwicklungstendenzen von Verhaltensstandards und Umgangsnormen seit 1945*, ebd., S. 196-212.

Dasein an Kontur und Festigkeit gewann, untermauern diese Geschichten nicht zuletzt die These, derzufolge ein Zusammenhang des Lebens nur dann sinnvolle Gestalt erhält, wenn er erzählt werden kann.

V.

Die Zusammenstellung der Geschichten erfolgte deshalb nach dem Vorbild einer Biographie, einer erdachten kollektiven Kindheit gewissermassen, nicht nach Massgabe von besonderen Lebensthemen oder Einzelgeschicken. Der Aufbau des Buches orientiert sich dann an der Logik mündlichen Erzählens: Der Band beginnt mit Texten, die sich an das, was war, heranzutasten suchen, geht dann über zu Erinnerungen an die Kindheit oder zu Vorstellungen von ihr und schliesst mit Abschieden, mit der mehr oder weniger klaren Trennung der Zeitebenen von Vergangenheit und Gegenwart. Der mittlere Teil gliedert sich in drei Gruppen, deren jede in sich noch einmal dreigeteilt ist; in ihnen erscheinen die Orte der Kindheit (Zu Hause, Schule, Die Stadt), die Medien kindlicher Wahrnehmungen (Nahrung, Sprache, Wünsche, Ängste, Phantasien) und die Knotenpunkte sozialer Handlungen (Welt der Männer, Geschäfte, Freunde und Feinde).

Die Photographien in diesem Band nehmen in vielen, aber nicht in allen Fällen Bezug auf Motive in den Texten und Erzählungen, sie illustrieren diese aber nicht in einem strikten Sinn, sondern dokumentieren die fünfziger Jahre in einer Sprache, die andere Zugänge als die literarische Skizze eröffnet und die vielfältiger als die sprachliche Vergegenwärtigung an das Vorstellungsvermögen des Betrachters appelliert. Zumal mit dem Reso-

nanzboden eigener Erinnerungen an die Zeit könnten die Bilder dazu beitragen, zwischen Nostalgie und Abwehr eine Balance zu schaffen, die auch grundsätzlich verschiedene Wahrnehmungen ein- und derselben Sache zur Geltung kommenlassen kann.

H.B.

Zugänge

Tagträume

Mit der Macht einer Deckerinnerung schieben sich Franz Josef Degenhardts Revierromane «Zündschnüre» und «Brandstellen» vor das Bild meiner Kindheit. In ihnen finde ich mich besser zurecht als in den Tiefen der erlebten Vergangenheit. Ungefährdet vom Bombenregen wie vom Naziterror bewege ich mich mit dem kleinen Helden Fänä Spormann im Dschungel einer Kinderrepublik, in der vitalen Welt von Halbwüchsigen und Randgruppen, im Zentrum und doch auch jenseits einer von den Erwachsenen beherrschten und zerstörten Umwelt. Selbstsicher und listig betrete ich mit Bruno Kappel die Kneipe «Em Kotten» und mische mit ihm gemeinsam den Platzboss und seine Primatenhorde mit grossschnauzig-blutrünstigen Unfallberichten auf.



Die fünfziger Jahre, die Zeit meiner Kindheit, die ich im Ruhrgebiet verbracht habe, will ich offenbar lieber in den literarischen Kunstgestalten dieser Romane wiedererkennen als mich mit den Realitäten der eigenen Kindheit auseinanderzusetzen. Meine eigenen Erinnerungen an diese Zeit scheinen mir der Mühe nicht wert und jeder Impuls, sie wachzurufen, hat von Anfang an gegen das unstillbare Bedürfnis nach literarischen Sekundärwelten und gegen andere probate Mittel der Realitätsflucht zu kämpfen. Die literarischen Helden sind für mich Statthalter einer erwünschten Vergangenheit, sie liefern mir ein Bild vom Leben, das von einem Wunsch bestimmt wird: Wo sie sind, kann mir wirklich Schlimmes nicht widerfahren.

Aber haben die Phantasien, aus denen Degenhardt seine Romane konstruiert, nicht doch mit den Realitäten meiner Kindheitserfahrungen in den fünfziger Jahren zu tun? In mir ruft Degenhardts Bilderbogen vom Leben im Revier jedenfalls ein Lebensgefühl wach, das mich in meiner Kindheit in den Bann geschlagen hat und von dem ich ebenfalls nicht zu sagen weiss, ob es nur das stets zerbrechliche und gefährdete Gegenstück zu einer Realität war, aus der ich mich immer wieder zurückziehen wollte oder das Gespinnst einer Phantasie, das mich immer wieder davor zurückhielt, mich in der Realität aufzuhalten.

H.B.

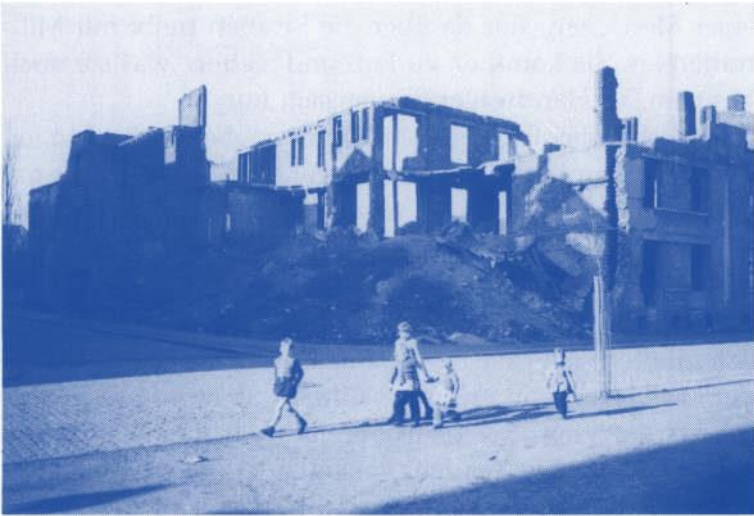
Warum Gelsenkirchen?

Als meine Mutter zum ersten Mal nach Gelsenkirchen kam, sagte sie: «Oh Schreck! Ist das eine schäbbige Stadt!»

Meine Oma war aus Duisburg gebürtig; allerdings «zu Kaisers Zeiten». Ich kann mir nicht denken, dass ihre mehr oder weniger

verklärten Erinnerungen an das Ruhr-Revier den Ausschlag dafür gegeben haben könnten, dass die Vertriebenen und Flüchtlinge aus der «Kalten Heimat» in ein für sie völlig fremdes Land gespült wurden. Die gesamte Sippe stammt seit eh und je aus Westpreussen. Warum also Gelsenkirchen?

In der gesamen Westzone hingen die Anschläge: Bergleute im Ruhrgebiet gesucht! Es soll auch gleich eine Wohnung geben, reichlich Lebensmittelzuteilungen wegen der körperlichen Schwerarbeit und gut verdienen sollen die Kumpels auch!



Trümmerkinder

Nebenbei: Nachkriegselend und die «Fremde» sind überall gleichermassen! Es hat da jemand in der wurzellos gewordenen Familie Erinnerungen an eine betriebsame Stadt an der Ruhr: Warum also nicht dorthin, überall ist es so gut und so schlecht wie anderswo!

Mein Vater war Berufssoldat; nun ist er berufslos, arbeitslos. «Auf'm Pütt» wird nicht viel gefragt: «Wo kommst du her, wats hast du gelernt?» Einfahren kann jeder, der anpacken will. Wo fördern die meisten Zechen, rauchen und russen die meisten Schlotte? Also: Gelsenkirchen!

Ob mein Vater sich das vorgestellt hat, dass die Arbeit so dreckig und so schwer ist, dass sie so an die Knochen geht? Vielleicht will er ja nach ein paar Tagen lieber gleich wieder aufhören, wenn es nur eine andere Möglichkeit gäbe, die Familie durchzubringen!

Schon seit Herbst 44 sind die Flüchtlinge in Scharen aus dem Osten gekommen, man sieht diesen Strom heimatloser Menschen, der da über die Strassen treibt mit Misstrauen an. Sie kommen zu Fuss und ziehen, was sie noch besitzen, in Handwagen hinter sich her.

Die Lebensbedingungen sind schwer; aber noch mehr leiden wir darunter, «nicht dazugehören». Flüchtlinge haben nichts zu lachen, und unsere Nachbarn sind der Ansicht, dass auch wir nichts zu lachen haben sollten. «Man verkehrt» nicht mit uns, wir sind bloss widerwillig geduldet. Um die kleinste Hilfe müssen wir lange bitten. Eigentlich müssten sich viele der «Einheimischen» noch aus eigenem Erleben daran erinnern können, dass die Grosseltern oder Urgrosseltern selber als «Fremde aus dem Osten» vor gar nicht so langer Zeit hier ankamen. Vor zwei Generationen erst? Vergisst man das so rasch? Oder wird es nur verdrängt, weil man das Wenige, das man hat, nicht auch noch teilen will?

Wisomirskis, Wiczbowskis, Nabuczewskis, die sind mittlerweile so «gut deutsch» wie du und ich, wohnen schon längst in dem kleinen Häuschen der Zechensiedlungen mit Vorgarten zur Strasse und Grabeland hinter dem Haus.

Nur die «Ommas» gehen sonntags noch, schwarzgekleidet, mit

schwarzem Strickkopftuch, zur Kirche und in den Polenverein. Untereinander sprechen sie noch polnisch. Übrigbleiben, als die Erinnerungen schwächer werden, die Grossmütter- und Grossväter-Vereine mit Namen wie: «Werde alt e.V.» oder «Bleibe rüstig!».

Da liegen wir nun auf dem Trockenen und zappeln wie die Fische auf dem nackten Boden! Früher waren wir tüchtige Schwimmer; aber jetzt hat uns eine gewaltige Welle gepackt. Sie hat uns überrollt und weggespült und wir fühlen uns armselig und hoffnungslos. Wir leben einfach weiter – aber können wir von neuem, können wir vielleicht sogar wieder besser leben?

Von der Zeche werden wir in eine schmalbrüstige, ohnehin schon winzige Doppelhaushälfte eingewiesen; unfreiwillig, mit langen Zähnen, wird uns ein Kämmerchen im dürftig ausgebauten Dachboden abgetreten. Zwei Wände schräg, ein einziges Fensterchen. Durchaus mit Schadenfreude werden wir in Empfang genommen: «Getz könnter mal gucken! Wart ja allet Rittergutbesitzer!»

K.K.

Geboren in einem Versteck

Ich steige in Gelsenkirchen in den Zug, steige in Dortmund um, steige in Schwerte um, fahre über Fröndenberg, Wickede, Neheim-Hüsten, Arnsberg, Meschede. Sitze mit einer Lupe über einer zurechtgefalteten Strassenkarte. Weiss so, dass ich an der Ruhr entlangfahre.

1952, als mein Vater dreimal diese Strecke fuhr, kam immer in Bestwig wegen der Steigung eine zweite Lok dazu. Jetzt die auf der Karte schwarz gestrichelte Linie, ein Tunnel. Direkt nach dem

Tunnel der Bahnhof Brilon-Wald. Nach dreistündiger Fahrt steige ich aus. Es ist 10 Uhr 42.

Ich fotografiere den langgestreckten Fachwerkbahnhof und die qualmende Batteriefabrik. Als Hintergrund sehe ich immer bewaldete, herbstlich bunte Berge. Ein schmales Tal. Ich frage den einzigen Schalterbeamten, ob es die Klinik Hoheneinberg noch gibt. Aus dem Bahnhof links, über die Brücke, dann sei sie ausgeschildert.

Die Strasse steigt leicht an. Links die Batteriefabrik, die wegen der hohen Schornsteine nicht stinkt. Rechts der eigentliche Stadtteil Brilons in den Hang gebaut. Ich sehe die weisse Kirche und die hellen Häuser in ihren akkurat aufgeteilten Parzellen. Darunter ein Werk, von dem ich nur sehe, dass es bergeweise Kleinholz braucht. Links der Anstieg zur Klinik. Nadelwald. Davor ein paar kleine Birken. Ich fotografiere.

Meine Eltern sind beide in Gelsenkirchen geboren. Als Lungenkranke wurde meine Mutter zur Entbindung sechs Wochen vor der Geburt nach Brilon-Wald geschickt. Den Eltern meines Vaters hatten meine Eltern verheimlicht, dass da plötzlich eine Lungenkranke in der Familie war. Hatten vorgegeben, die dürre Mutter müsse zur Erholung ins Sauerland. Und der Grossvater hat noch gesagt: Hoffentlich wird das Kind nicht gerade dann geboren. Ich fotografiere den Weg zur Klinik, als müsste ich alles kartographieren. Es ist der einzige Weg in Brilon-Wald, der mich etwas angeht.

Die Klinik kommt schneller als ich denke und ist kleiner als ich dachte. Wenn man auf sie zugeht, sieht man sie von einer schmalen Seite, und sie ist dann nicht imposant. Geht man an ihr vorbei den Berg hoch, hat man sie schnell unter sich, eine zusammengeklebte Miniatur einer Klinik. Hier hat mich meine Mutter geboren und durfte mich nach der Geburt drei Wochen lang nicht be-



Kinderschwester

rühren, nur durch eine Fensterscheibe sehen. Die Nonnen haben meine Mutter überredet, mich in Brilon-Wald taufen zu lassen, denn ein ungetauftes Neugeborenes nahm man damals nicht mit auf eine Zugfahrt. Zur Tauffeier fuhr ich auf dem Arm eines Mädchens in der einen Ecke, meine lungenkranke Mutter in einer anderen Ecke des Fahrstuhls.

Ich gehe einmal um die Klinik herum, heute ein Erholungsheim des Reichsbundes. Will mich auf eine Bank setzen. Aber die ist nass. Gehe den Weg hinunter, den mich mein Vater Ende März 1952 hinuntergetragen hat. Da holte er meine Mutter und mich

Getauftes ab nach Gelsenkirchen. Und die Ansteckungs- und Unfallgefahr war ausserhalb der Klinik prompt nur noch in Gottes Hand.

Ich gehe hinüber in diesen merkwürdigen Stadtteil Brilon-Wald mit den auf Distanz stehenden, wenigen Häusern. Ein Cocker Spaniel ist nur so wütend auf mich, dass er dabei nicht von der in den Berg gebauten Garage fällt. Die Pizzeria und die Kirche sind geschlossen. Die Bücherei öffnet jeden Freitag von 16 bis 17.30 Uhr. Von hier aus kann ich die Klinik nicht sehen. Ich bin in einem Versteck geboren worden. Ausser den Dampffahnen des Batteriewerkes bewegt sich jetzt nichts. Natürlich überall auf hohen Bergen bunter Herbstwald. Hätten meine Eltern mich nicht nach 21 Tagen aus diesem Ort weggetragen, sässe ich jetzt irgendwo in Brilon-Wald nachts auf dem Dach meines Eigenheims und würde schreien oder mit Steinen schmeissen.

M.K.

Hinter Glas

Die fünfziger Jahre stehen an. 1952 – vor ein paar Tagen wurde die Westfalenhalle in Dortmund fertiggestellt. Ich liege auf der Säuglingsstation des Marienhospitals und glotze knötternd in das Gesicht einer Nonne, die ihr strengstes Lächeln aufgesetzt hat. Wenn nicht alles so verschwommen wäre, würde ich mich furchtbar erschrecken und zu einer Kreischorgie ansetzen. Es ist ein sehr katholisches Krankenhaus. Warum ich hier das Licht der Nachkriegswelt erblicke, ist mir schleierhaft. So auch mein Sehvermögen. Meine Eltern sind evangelisch. Meine Mutter liegt irgendwo auf der Wöchnerinnenstation, zusammen mit anderen

Müttern. An der vergilbten Wand hängt über jedem Bett ein Mann an einem Kreuz, der Zuversicht ausstrahlen soll. Ich sehe dieses Kreuz in vielen Versionen, seit ich hier liege. Gerade baumelt mir ein Kreuz ohne Mensch vor der Nase herum. Die Schwester ist von oben bis unten schwarzweiss. Sie nimmt mich aus meinem Versteck und trägt mich wiegend zu einem Schaufenster. Dort hält sie mich hoch. «Das ist es», sagt die Schwester. Ich erschrecke. «Es», denke ich, «was soll das bedeuten? Ich soll ein Junge sein. Das hatte ich genau gehört.» «Das Baby», fügt sie hinzu. Ich glaube, ich grinse ein wenig. Vor einer Glasscheibe stehen meine Mutter, die sich freut und meine Schwester, die vor lauter Schreck den Mund nicht zukriegt. Ich höre nichts. Ich sehe nur, wie meine Schwester die Nonnenschwester ungläubig ansieht, meiner Mutter böse Blicke zuwirft und dann verschwindet. Meine Schwester ist schon sechs Jahre alt. Sie trägt blonde Zöpfe und hat eine Stubsnase. Ich erfahre erst später, warum sie das Entsetzen packte. Die Nonnenschwester trägt mich wieder in mein Versteck, schaut mich eindringlich prüfend an und legt mich hin.

R.D.

Zu Hause

Immer um den Tisch herum

Ich wohne jetzt im Johann-Strauss-Weg und bin schon ein paar Monate alt. Meine Schwester hat sich an mich gewöhnt. Sie schaut mich täglich prüfend an. Ich tue ihr den Gefallen und wachse.

Meine Mutter hat mir heute Morgen eine Geschichte erzählt, die ich nie vergessen werde. «Dein Schwesterchen Inge hat gesagt, dass sie keinen Affen als Brüderchen will. Aber sie hat es nicht so gemeint. Jedes Baby sieht eben anders aus. Das kriegen wir schon hin.» Was sie hinkriegen wollen, weiss ich immer noch nicht. Affe? Ich habe doch nur ein paar Haare und die sind blond. Ich liege dennoch vergnügt in dem Kinderbett, das sich meine Eltern von der Nachbarin haben schenken lassen, die es sich wiederum von ihrer Mutter hat schenken lassen. Es ist eine kleine Wohnung drumherum. Mama geht gleich einkaufen. Es ist Freitag und es wird Hering mit Bratkartoffeln geben – wie jeden Freitag. Mal gibt es Rollmops, mal Brathering, mal in Gelee, mal als ganzen Fisch. Es ist ruhig. Wir haben noch kein Radio. Vater will eins kaufen, zu Weihnachten. Die Tür geht auf und ich höre die Stimme von Frau Mucha. Frau Mucha, das ist unsere Nachbarin. Sie ist schon sehr alt. Sie wird Mutters Abwesenheit nutzen, um mich zu beschützen.

Frau Mucha klingelt nicht. Sie klopft. Sie hat früher immer geklopft, als sie noch mit ihrem Mann in Ostpreussen wohnte. Dort betrieben sie eine kleine Schusterei. Dort wurde eben geklopft, nicht geklingelt. Ich bin froh, dass sie nicht klingelt, denn unsere Klingel ist sehr laut. «Wie eine Fahrradschelle», sagt mein Vater

oft. Man muss daran drehen. Eines Tages werde auch ich daran drehen. Es fehlen noch einige Zentimeter.

Frau Mucha steht vor meinem Bett und lächelt mich an. Ich weiss, ich werde gleich etwas schreien, wenn Marni die Milchglasscheibe hinter sich zumacht. Marni fragt noch nach, wie es Frau Muchas Mann geht. Der hat ein Glasauge und wackelt mit der Hand. Papi erzählte seiner Schwester mal, dass Herr Mucha unter der Erde arbeitete, «noch tiefer als unser Keller». Jetzt arbeitet Herr Mucha nicht mehr. Er hat nur noch seine Zipperlein.

Frau Mucha sagt, ihrem Mann ginge es ganz gut. Er hätte ja seinen «Purzel», mit dem er spazieren gehen könne. Purzel, das ist der Hund Muchas, ein Spitz. «Gut, dass der Krieg vorbei ist,» sagt Frau Mucha noch, und sie sagt das sehr oft, «dann wäre nix mehr mit dem Spazierengehen um den Block.»

Marni geht und ich fühle mich sofort verlassen und beginne zu schreien.

Frau Mucha nimmt mich aus meinem Bett und wiegt mich in ihrem Arm. Sie summt dabei immer ein Lied, das mir sehr gut gefällt. Ich werde nie erfahren, wie es heisst. Es scheint ein Wiegenlied aus ihrer Kinderzeit zu sein, eben aus Ostpreussen. Da ich noch nicht sofort aufhöre, meine Lebenszeichen herauszubrüllen, beginnt sie mit einem Ritual. Sie läuft mit mir auf dem Arm um unseren Küchentisch herum, immer wieder. Mal hält sie kurz an, um mir ein Küsschen zu geben. Ich spüre dabei ihr Bärtchen. Dann setzt sie ihren unermüdlichen Weg um den Tisch fort. Mir gefällt das. Ich komme herum. Sonst läge ich ja nur in meinem kleinen Bettchen.

Unser Küchentisch ist eigentlich kein Küchentisch, sondern ein wuchtiger Ausziehtisch aus Eichenholz. Meine Oma hat ihn mei-

nen Eltern geschenkt. Er hat vier dicke runde Beine, die unten miteinander verbunden sind. Manchmal sitzen mehr als sechs Leute drumherum, meine Eltern, meine Schwester, die Muchas und eine Nachbarin, deren Gesicht ich noch nie gesehen habe. Ich weiss nur, dass sie immer laut lacht, wenn Papi etwas Komisches sagt. Und sie redet immer von ihrem «seligen Walter» und was der «selige Walter» dazu gesagt hätte. Der «selige Walter» kam nie zu uns «Er ist wohl aus Russland nie zurückgekommen», sagte Marni mal.

Auf dem Weg um den Tisch herum im Johann-Strauss-Weg in Gelsenkirchen-Rotthausen freut sich Frau Mucha über mich und fügt auf ihrem Weg ab und zu ein paar Walzerschritte ein. Dabei lerne ich unsere Küche ganz genau kennen. Mein Sehvermögen ist schon viel besser geworden. Ich sehe den gewaltigen Küchenschrank mit seinen geschwungenen Türen und den Glasscheiben. Es ist ein braun lackierter Schrank, auf dem ein paar Vasen stehen. Als ich aus dem Krankenhaus nach Hause kam, brachten ein paar mal Leute Blumen, die damals dann in diesen Vasen steckten. Ich hörte, es sei wegen mir gewesen. Jetzt sind die Vasen leer. Bei der dritten oder vierten Runde konzentriere ich mich auf die Sachen hinter der Glasscheibe des Küchenschrankes, aus dem Marni ab und zu eine Porzellantasse holt, um daraus wiederum kleine bunte Papierscheine zu ziehen. Das ist wohl das Geld, mit dem sie unsere Heringe kauft, die alle so gerne essen. Ich bescheide mich mit Milch und Papp. Hinter den Glasschiebetüren steht nicht viel, ein paar Tassen, ein paar Teller, ein paar Dosen, eine nach oben geschwungene Kaffeekanne, ein grosses Bierglas. Vorne ist ein Foto eingeklemmt, auf dem ich zu sehen bin, nackt auf dem Rücken liegend. Frau Mucha singt. Sie hat keine schöne Stimme, aber sie singt sehr schön.

Die Tür zur Küche steht offen. Ich sehe hin und wieder in den quadratischen Flur im 2. Stock des schon alten Hauses. An der Wand neben der Tür hängt ein Rahmen, in dem ein Foto auf grauen Pappkarton geklebt ist: Oma und Opa vor dem Stall im Sommer 46. Opa ist schon tot. «Kurz nach dem Krieg ist er gestorben,» hörte ich Marni zur Nachbarin mit dem «seligen Walter» sagen, «er hatte nur noch ein Bein und wollte einfach nicht mehr.»

Dann führt mein Blick am Fenster vorbei. Draussen ist es hell. Es brennt. An der Decke hängt, mitten über dem Tisch, eine Lampe unter einem Glasschirm, der aussieht wie ein chinesischer Hut. Draussen sehe ich einen grossen Baum, der mit seinen wankenden Ästen und flatternden Blättern das Licht immer wieder verändert. Frau Mucha singt. Ich fühle mich müde. Sie wird langsamer auf ihrem Weg um den Tisch herum. Gerade will ich einschlafen, damit sie mich wieder in mein Bett legen kann, da höre ich Marnis Schlüssel in der Wohnungstür, kurz danach noch die Spülung des Klosetts, das wir uns mit Muchas im Hausflur teilen. Ich schlafe ein. Herr Mucha hängt den langen Kloschlüssel wieder an den dafür vorgesehenen Nagel, Frau Mucha sagt Marni, ich sei wie immer brav gewesen, Marni setzt sich an den Küchentisch. Sie wird Heringe ausnehmen.

R.D.

Heimat kann man riechen

Wie roch sie, diese Heimat und kann man sie an ihrem Geruch noch identifizieren? Natürlich stank sie nach Kohle, Schwefel und Hochofen, aber das merkt nur, wer von draussen kommt, drinnen riecht sie ganz anders, nach Lust und Abscheu gestaffelt. Säuer-

lich, feucht und ein wenig schimmelig riecht es immer bei den Grosseltern in der Feldmark. Sie haben nur die Hälfte einer Wohnung für sich, zwei Zimmer, die vom gemeinsamen Flur abgehen, in dem wir immer flüstern müssen. Sie benutzen und beheizen aber nur eines, weil sie sich als Flüchtlinge aus der kalten Heimat ohnehin nichts leisten können. Der Grossvater bekommt nur Rente und hat auch sein Büdchen nicht mehr. Im kalten Schlafzimmer, das wir Kinder statt eines Balkons nutzen, um nach Stunden in der verqualmten Wohnküche einmal Luft zu schnappen, hält die Grossmutter das Essen unter den Federbetten warm. Oder wärmt sie das feuchte Bett am Kochtopf? Die Fensterbank dient ihr als Kühlschrank und im sorgfältig mit Blumenmuster tapezierten Wandschrank hortet sie ihre Lebensmittel. Essen ist wichtig für die ganze Familie, ausser für meine Mutter, die bei den Grosseltern nichts essen mag. Sie mag sie sowieso nicht und sagt, dass es bei denen stinkt. Vor allem nach Knoblauch und über dem durchdringenden Geruch fetten Specks liegt immer der saure Geruch von Schweiss. Ich finde, das ganze Schlafzimmer riecht nach Oma, die Wohnküche nach Opa, der hier seine «Fehlfarben''-Zigarren raucht, aus einem Mundstück von Pappe mit einer gelben Spitze.

Manchmal riecht es auch nach Nachttopf, der seinen festen Platz unter dem Bett hat, denn bis zur Toilette auf der Halbetage, die von vier Parteien genutzt wird, ist es weit und gerade nachts geht sowieso keiner dahin.

Ein besonderer Genuss ist das Schnüffeln am Schwefel. Ich verkrieche mich mit einem Päckchen Streichhölzer in der Tasche auf die Toilette, zünde zwei oder drei von ihnen auf einmal an und inhaliere die Schwefelwolke, die betäubend und aromatisch aufsteigt. Ich habe dann das Gefühl, gross zu sein und rauchen zu

können. Von den Hausgerüchen verabscheue ich den Bohnerwachs, kein Fussboden, auf den er nicht geschmiert wird. Der unhandliche schwere Polierbesen wird solange von Fussleiste zu Fussleiste geknallt, bis der Boden glänzt.

H.B.

Zehn Quadratmeter unter dem Dach

Ein Zimmerchen von zehn Quadratmetern unter dem Dach für Vater, Mutter, Grosseltern, Kind und den kleinen Bruder, der gerade geboren wurde; im Behelfskrankenhaus im Arminbunker, wo es kalt und duster war und die moderige Feuchtigkeit bis in die Betten zieht.

Wir haben wirklich gar nichts, noch nicht einmal die bescheidenen Besitztümer, die man im Bollerwagen hinter sich herziehen könnte. Jeder Topf, jeder Stuhl, jede Matratze muss erbettelt werden.

Meine Oma und ich, wir schlafen auf einer schmalen Pritsche, denn wir sind die Dünnsen und die Kleinsten. Mein Vater und meine Mutter gewöhnen sich daran, gemeinsam in einem Bett zu schlafen. Das Baby passt noch ganz ausgezeichnet in eine halb abgeseigte Kartoffelkiste und der Grossvater rückt abends den Tisch beiseite und stellt ein altes, amerikanisches Armeeklappbett auf, nicht breiter als eine Tapetenrolle.

Ich erinnere mich an keinen Schrank; die Kleidungsstücke hängen über einer von Wand zu Wand gespannten Leine; Pullover und Wäschestücke werden in Kartons oder halb ausgepackten Koffern unter ein Bett geschoben. Was keinen Platz findet, liegt lose herum. Auf einem Wandbord stapelt sich, was der Haushalt so braucht: ein paar Töpfe und eine Pfanne, Teller, Becher und ein paar Besteckteile im Schuhkarton.

Die Luft ist nicht die beste in dem einen behelfsmässig eingerichteten Kabachel, in dem fünf Personen und ein Säugling hausen. Kopfschmerzen, Übelkeit, Schweissausbrüche oder Frieren – je nach Jahreszeit – sind Begleiterscheinungen des täglichen Lebens und machen das ohnehin fast unerträgliche Aufeinanderhocken noch schwieriger.

Manchmal möchte sich mein Vater noch gründlicher reinigen, nachdem er sich nach Schicht bereits in der Kaue geduscht hat. Dann giesst meine Mutter heisses Wasser in eine Schüssel auf dem Boden und in ihr stehend bearbeitet er sich Zentimeter für Zentimeter mit einer harten Bürste. Zwischen zwei Stuhllehnen spannt er eine Schnur und hängt ein Handtuch in Taillenhöhe darüber. Hinter diesem behelfsmässigen Duschvorhang soll man ihn nicht nackt sehen, denn fast immer hält sich die ganze Familie im Zimmer auf. Ich gucke aber doch unter dem Handtuch durch und lache ihn aus.

In einer Ecke steht und qualmt der Kanonenofen, in der Nähe des Ofenrohrs trocknet ständig Wäsche, hauptsächlich Windeln. Auf dem runden Öfchen kann man schon einmal eine Pfanne Bratkartoffeln oder einen Pott Eintopf zubereiten; und meine Oma kocht darauf in Lauge die schwarzen Arbeitsklamotten meines Vaters. Den Dreck will sie nämlich der Vermieterin nicht zumuten, denn eigentlich soll bei Bedarf in deren Küche im Erdgeschoss gekocht werden. Das Brutzeln und Feuern auf dem Öfchen unter dem Dach gefällt unserer Vermieterin überhaupt nicht; aber dass da fremde Frauen, eine alte und eine junge, an ihrem Kochherd werkeln und dreckiges Geschirr bei ihr spülen, das gefällt ihr noch viel weniger.

In unserem Dachkammerchen gibt es überhaupt kein Wasser; um jede Schüssel Waschwasser, um jeden Eimer zum Kochen

und Putzen müssen wir von Fall zu Fall bitten.

Wir fünf Einquartierten benutzen mit der anderen Familie das einzige Klo, das direkt hinter der Küche liegt. Ständig müssen wir, die Fremden, durch die Stube und die Küche latschen; und das Kind, das macht ja auch immer bloss Dreck!

Nach den ersten Tagen bewusster Rücksichtnahme fallen bald täglich gereizte, dann knallharte Worte. Unter Fremden, die auf engstem Raum zusammenhausen, ist es mit Entgegenkommen und Höflichkeit bald zu Ende!

Um Reibereien zu verhindern, wird in der Zimmerecke diskret ein Deckeleimer aufgestellt für dringende Bedürfnisse, und eine Kanne Wasser danebengestellt zum Nachkippen, davor wieder die Stuhllehnen mit Schnur und Handtuch. Aber es wird bald allen klar, dass es nicht nur unmöglich ist, für längere Zeit in dem engen Häuschen als widerwillig Geduldete zu leben; auch das Zusammenleben von Grosseltern, Eltern und Kindern in der winzigen Hücke wird auf Dauer unerträglich. Selbst wenn die Wohnung grösser, die Nerven besser wären! Wegen der geringsten Kleinigkeit gibt es Streit, Mutter und Tochter zanken beim Kochen, Spülen und Waschen; Vater und Schwiegersohn kommt jegliche Verträglichkeit abhanden, und alle zusammen sind uneins über Kindererziehung und Zukunftsaussichten.

Dazu kommt, dass noch längst nicht alle Lebensmittel ohne Weiteres zu kaufen sind, selbst wenn das Geld dafür reicht; man muss auch noch suchen und anstehen nach Brot und Eiern, erst recht nach Fleisch oder Kaffee.

Regelmässig hat mein Vater Nachtschicht; er arbeitet jetzt «vor Kohle». Eigentlich müsste er dann tagsüber schlafen – aber in dem einen Raum? Wo das gesamte tägliche Leben abläuft, wo ge-



Flüchtlingsunterkunft

redet und gewerkelt wird, das Baby brabbelt und kräht und auch mal krank ist und schreit? Mein kleiner Bruder ist Gott sei Dank ein stilles Kind; ob von Natur aus oder weil man stets darum bemüht war, ihn stillzuhalten, weiss ich nicht. «Den müden Krieger kriegense äh' nich gross!» mutmasst unsere Vermieterin.

Man hat die Arbeitskräfte für den Bergbau angeworben, «auf den Pütt gelockt!», sagt mein Vater; ihnen Wohnungen, Lebensmittel und Kohlezuschläge versprochen, und jetzt? Aber es geht uns ja noch prächtig; viele Kumpels wohnen noch für lange Zeit in Gemeinschaftsbaracken!

K.K.

Glanz im Elend

Zu kaufen gibt es fast gar nichts; Windeln, Jäckchen, Höschen werden aus alten Klamotten zusammengestoppelt. Aus einer alten grauen Armeeunterhose aus amerikanischen Beständen näht meine Mutter für mich ein Schulkleid, «für gut», mit Stopfgarnresten bestickt, und es ist so chic, dass mich alle anderen darum beneiden. Auch dieses schöne Kleid schafft mir keine Freundinnen; als Evakuierte habe ich kein Recht auf Schönheit.

In unserer Kabause haben wir auch einen Teppich aus gewaschenen und aneinander gesteppten Säcken, mit Kartoffelmehl gestärkt und von meiner Mutter grossflächig mit kunterbunten Mustern aus Ölfarbenresten bemalt. Aus einer halben Bluse hat sie einen Lampenschirm genäht und auf einen Schnürsenkel gekräuselt; aus einem alten bunten Rock wird eine flotte Decke für den abgeschrappten Tisch genäht. Meine Mutter kann zaubern! Auch wenn das graue Elend an ihr zehrt, sie gibt nicht nach. Denn

früher, in der Heimat, war alles schön, und Schönheit braucht der Mensch!

K.K.

Wohnzimmerbehaglichkeit

Direkt neben der Eingangstür steht das Klappsofa, auf dem meine Eltern schlafen. Daneben ist knapp Platz für den aus grauem Stein gemauerten Ausguss mit Kaltwasserkran, aus dem es immer modderig riecht. Die Öffnungen der Abflüsse sind nicht mehr richtig dicht und kein Mittel hilft gegen die Kakerlaken, die durch unser Zimmer auf Erkundungsreise gehen, sobald es ruhig und dämmrig wird. Mein Vater giesst Spiritus in die Rohre und zündet ihn an, aber die grossen braunen Käfer kommen immer wieder. Mit dem gebraucht gekauften Klappsofa haben auch Wanzen bei uns Einzug gehalten; mein Vater räuchert sie Latte für Latte und Ritze für Ritze mit einer brennenden Kerze aus, dass sie knacken; damit hat er Erfahrung aus seinen Soldatenjahren. Aber den Kammerjäger bestellt er sicherheitshalber auch noch, denn sonst würde meine Mutter im Stehen schlafen!

Unter dem einzigen Fenster im Raum, das auf die Hinterhöfe hinausgeht, steht auf einem Tischchen unser allerkostbarster Besitz: das neue Radio. Daneben auf einem Deckchen ein kleines Aquarium mit Wasserpflanzen. Drei Schleierschwänze drehen darin ihre Runden. Wenn meine Mutter das Becken säubert, quartiert sie die drei Fische in ein Wasserglas um, das sie auf die Fensterbank stellt. Einmal schafft es einer, aus dem Glas zu springen. Von der Fensterbank aus fällt er auf den Estrich im Hinterhof.



Auf dem Hinterhof

Neu angeschafft wird ein Schrank mit gläsernem Vitrineneinsatz; darin untergebracht werden vier Bücher – zwei liegend, zwei stehend – mit Echtlederrücken und Goldprägung, denn wir sind in den Buchclub eingetreten! In jedem Quartal wächst die «Bildung» um zwei weitere Vorschlagsbände; das macht im Jahr schon acht Romane! Bisher haben wir nur Heftchen gelesen, Romane das Stück zu 30 Pfennig. Meine Mutter bestellt mit leuchtenden Augen im Buchversand: «Die Barrings», «Verzaubert», auch «Der Hergottschnitzer von Ammergau». Wenn gerade ein Roman verfilmt wurde und sie den Film im Kino gesehen hat,

wird «das Buch zum Film» angeschafft. So komme ich auch zu Kästners «Doppeltem Lottchen». Normalerweise bekomme ich solche Bücher, an die meine Mutter sich aus ihrer eigenen Jugendzeit erinnert: «Nesthäkchen» und «Försters Pucki». Als erster und reiner Luxus werden Bücher angeschafft, sobald man nicht mehr jeden Groschen für Lebensmittel abzuzählen braucht! Und dann soll es eben auch «etwas Schönes» sein, was nicht nur den Geist, sondern auch das Auge erfreut: Goldschnitt in die Vitrine!

Meine Oma bekommt einen alten Küppersbuschherd zum Heizen und Kochen, mit Backofenklappe, Scheiben und grossen und kleinen Ringen in der Herdplatte, und mein Vater schmirgelt und poliert so lange mit Herdputz und Zeitungspapier, bis alle Roststellen spiegelblank sind.

Zwischen Herd und Korridor­tür stellt mein Opa abends sein Armee-Klappbett wieder auf; jetzt hat er den wärmsten Platz in der ganzen Wohnung. Kein Einbrecher könnte die Wohnungstür öffnen, ohne über seine Pritsche zu fallen. Fast kann mein Opa meine Eltern auf ihrem Sofa an den Füssen kitzeln, so eng ist es.

In dem kleinen Schlafzimerchen steht der einzige Kleiderschrank; aber die meisten Habseligkeiten werden nach wie vor in Koffern und Kartons verwahrt oder hängen an Nägeln an der Wand. Hier schlafen meine Oma und ich; meine kleinen Geschwister haben jeder ein Gitterbettchen für sich allein. Mein Vater hat sie aus Kistenbrettern selbst gebaut und mit weisser Ölfarbe angestrichen; aber er ist kein Schreiner! Die Bettchen wackeln und quietschen bei jeder Bewegung.

Im Winter ist mir immer kalt. Im Schlafzimer gibt es keine Heizung, deshalb lassen wir nachts die Tür zur Wohnküche offen, damit die Wärme durch beide Räume ziehen kann. Meine Oma macht Ziegelsteine im Backofen heiss, wickelt sie in dicke

Lagen Zeitungspapier und legt sie uns ins Bett an die kalten Füße. Vor der Korridortür und den undichten Fenstern liegen zusammengerollte alte Kleidungsstücke, damit die warme Luft nicht durch die Ritzen entweicht.

Das Schlimmste ist der morgendliche Weg zum Klo, durch das eiskalte Treppenhaus mit dem feuchtklammem Ölsockel. Eine Treppe tiefer liegt der zugige Verschlag, in dem meistens das Fensterchen offensteht, weil es aus dem altersbraunen Klotopf so stinkt. Wenn es bereits besetzt ist, muss man den Gang mehrmals machen, denn meine Mutter duldet keinen Nachttopf in der Wohnung!

Morgens früh weckt mich das Quietschen der Wasserhähne, die auf und zu gedreht werden und das Gurgeln der Klospülungen. Wer nicht flink genug ist, muss vor dem verschlossenen Örtchen warten und raucht eine Zigarette, während er auf und ab geht. Schritte von Arbeitsschuhen auf den Steinstufen im Treppenhaus!

Wenn ich noch eine Weile in meinem Bett liege und beobachte, wie das Licht langsam durch die Ritzen der Gardinen auf mein Bett fällt, kommt es mir manchmal so vor, als ob ein Karussell sich um mich dreht. Ich versuche unter den Geräuschen das Ticken unserer Wohnzimmeruhr herauszuhören. Dann lausche ich auf die Geräusche der Nachbarn; manchmal bilde ich mir ein, sie durch die Wand riechen zu können.

K.K.

Lichtblicke

Häufig habe ich Langeweile; aber zweierlei rettet mich: das Radio und die «Lesemappe». Dienstags kann ich nicht schnell genug

aus der Schule nach Hause kommen; ich nehme immer zwei Treppenstufen auf einmal. Da liegt sie auf dem Tisch, die neue «Mappe», mit einem Dutzend illustrierter Hefte, alle nur drei Wochen alt! Die Begierde nach den schwarz-weissen Bildchen, nach den Klatschgeschichten über «Prominente aus aller Welt» und «unsere Stars» fühle ich süß und verführerisch in mir aufsteigen. Ich ziehe mich auf meine Insel im Schlafzimmer zurück und breite alle Hefte auf meinem Bett aus. Sorgfältig und langsam treffe ich meine Wahl zwischen den vielen herrlichen Angeboten. So, wie man abwartet, bis man richtig hungrig ist, bevor man isst, blättere ich hier und da und geniesse die Vorfreude, obwohl ich schon weiss, dass ich die neue Folge von «Prinz Eisenherz» zuerst verschlingen werde.

Jedes Wochenende laufen im Radio die gleichen Lieder. Ich kann sie alle mitsingen. Die ständigen Wiederholungen stören mich nicht. Jeden Samstagmittag packt mich das reine Entzücken, wenn ich nach der Schule die Wohnzimmertür öffne und höre: «Es hängt ein Pferdehalfter an der Wand», «Eine Nacht in Montecarlo» und «Ich freu mich, dass morgen Sonntag ist, das ist ein Tag, so recht für mich gemacht!»

K.K.

Der Zehnerwechsler

Wir haben einen Plattenspieler. Er ist ein Zehnerwechsler. Meine Schwester kann zehn kleine schwarze Scheiben übereinanderstapeln. Wenn die erste Schallplatte abgespielt ist, fällt die zweite – ausgelöst durch einen Mechanismus – auf die erste. Man hört dann die zweite Musik. Es folgt die dritte und so weiter.

Rainer von nebenan hat auch einen Plattenspieler. Meine Schwester und Rainer reden oft über ihre Plattenspieler und über die Platten. Der Zehnerwechsler ist eine grosse Sache. «Man muss nicht nach jeder Musik hin zum Gerät und die zweite Musik auflegen.» Man hört auch genau, wann es mit der nächsten Musik los geht; denn die Schlager knallen kräftig aufeinander. Wenn die zehnte Platte heruntergeknallt ist, bekommt die erste lange keine Luft mehr.

Wenn mein Onkel aus Wesel kommt oder mein Onkel aus Neviges oder meine Tante aus Wertherbruch, alle reden über die gleiche Musik. Sie reden von einem Peter Kraus, von Ted Herold oder Freddy Quinn. Ich kenne diese Leute nicht, aber meine Schwester kennt sie alle. Sie hat ein ganzes Buch vollgeklebt mit Fotos von diesem Peter Kraus. «Der singt ‚Wenn Teenager träumen‘», sagt sie, «du bist noch zu klein dafür.» Meine Mutter hört gerne den «Kriminaltango» vom Hazy Osterwald Sextett. Wenn ich den ganzen Zehnerwechsler durchhöre, dann singt manchmal der Rainer von nebenan oder meine Schwester tanzt ein wenig oder meine Mutter dreht es leiser. Wir sind alle in der grossen weiten Welt in unserem Wohnzimmer. Der Gummibaum kennt alle Schlager. Draussen lärmt der Klüngelskerl mit seiner Glocke und wartet darauf, dass wir ihm altes Eisen und Lumpen bringen. Aber jetzt läuft der Zehnerwechsler: Hula Baby, Der weisse Mod von Maratonga, Spiel noch einmal für mich cabanero, Tom Dooley, Seemann, Deine Heimat ist das Meer, Itsy-Pitsy-Teenie-Weenie-Honolulu-Strand-Bikini, Das hab ich in Paris gelernt, Alle Männer sind Räuber, Wir wollen niemals auseinandergehen und Ich zähle täglich meine Sorgen.

Rainer geht nach dem letzten Schlager und macht seine Schulaufgaben. Meine Schwester soll mich mit ins Kino nehmen. Zu

ihrem Kino läuft man zehn Minuten. Sie nimmt mich mit. Ich weiss nicht, wie es in einem Kino aussieht. Wir gehen ins Corso. Dort gibt es eine Menge Stuhlreihen und viele Mädchen, die plötzlich alle aussehen wie meine Schwester. Auf der Leinwand flimmert es. Dann erfährt man, was in der grossen weiten Welt Wichtiges passiert ist, dann soll man Güldenring rauchen oder seine Schuhe mit Erdal pflegen.

Jemand macht das Licht an. Da steht ein anderes Mädchen vor der Leinwand. Es verkauft Eis. Das Licht geht wieder aus. Das Eismädchen ist weg, viele andere kichern. Meine Schwester schaut nach vorn. Jetzt weiss ich, warum die Mädchen so aussehen wie meine Schwester. Auf der Leinwand sieht man einen freundlich lächelnden jungen Mann. «Das ist er», haucht meine Schwester. «Wer?», frage ich. «Peter Kraus», sagt sie, «der Film heisst Wenn die Conny mit dem Peter». Ich glaube, alle Mädchen um mich herum wollen Conny heissen.

Der Film ist zu Ende. Wir gehen nach Hause. Meine Schwester weiss nicht, ob sie lächeln oder weinen soll. Sie geht ins Wohnzimmer zum Zehnerwechsler und legt nur eine schwarze Scheibe auf: «Wenn Teenager träumen.» Sie schickt mich hinaus. Ich glaube, jetzt sitzt sie da und weint in ihr gesticktes Taschentuch, das sie vorige Woche von Oma bekommen hat.

R.D.

Wohnung und Keller

Unsere Wohnung, besonders das Wohnzimmer, war tabu, jedes Zusammenkommen von Kindern ohne Aufsicht war strengstens verboten. Kurz vor Heimkehr der Eltern mussten wir uns



Auf einem Sessel

also wieder auf die Strasse verdrücken, irgendwohin. Wenn uns besonders im Winter bei Regen und bei früher Dunkelheit gar nichts rechtes mehr einfiel, blieb uns immer noch der Keller, unsere geheime Zuflucht, zu der die Erwachsenen nur zum Koks holen herabstiegen. Wir spielten dort Verstecken. Die Mädchen trauten sich nicht hinunter, weil wir behaupteten, dass dort hinter Mülltonnen und in den düsteren Winkeln schwarze Männer lauerten, die nur darauf warteten, sie zu greifen. Als wir noch kleiner waren, gingen wir auch nicht gern in den Keller hinunter, wenn wir zum Koksholen geschickt wurden. Das flackernde Licht der Kerze warf verzerrte Schatten auf die Wände, seltsame Geräusche liessen einem das Blut in den Adern gefrieren. Später verbrachten wir hier viele Stunden auf alten Matratzen bei Kerzenlicht, immer auf der Hut, uns mucksmäuschenstill zu stellen, wenn auf der Kellertreppe ein blecherner Kohleneimer scheperte. Wenn die Gefahr des Erwischtwerdens (schon der blosser Aufenthalt im Keller war verboten) zu gross wurde, machten wir uns durch die kleine Tür in den Hof und von da über Tor oder Zaun davon. Im Dunkeln knutschten wir mit den heimlich eingeschleusten Mädchen und griffen an ihre Busen, bis die «Klöten» schmerzten. Es kam durchaus vor, dass ein strassenbekannter «Familienlutscher» von Hand zu Hand und von Mund zu Mund wanderte.

Unter der Kellertreppe im hintersten Winkel, der mit ziemlicher Sicherheit von keinem Erwachsenen jemals kontrolliert werden würde, verwahrten wir all' das, was wir nicht mit nach oben hätten nehmen dürfen: Kleidungsstücke, Zigaretten, billige Tabakspfeifen, in denen wir Stumpenabschnitte qualmten, Diebesgut, schweinische Magazine und Bilder: unseren ganzen Reichtum. Ich verbarg dort auch meine Schreckschusspistole, mit sil-

bernem Lauf und schwarzen Griffschalen, die ich neben mehreren Gas- und Knallpatronen für 20 Mark einem Kumpel abgeschwätzt hatte. Wenn ich mich morgens auf den Schulweg machte, begleitete mich die Pistole zwischen meinen Büchern und Hefen versteckt. Nur gute Freunde durften gegen ein kleines Entgelt einen Blick auf sie werfen oder sie gar anfassen. Mein Selbstwertgefühl wuchs gewaltig und steigerte sich fast zum Allmachtswahn, als ich auf heftiges Drängen eines finanziell gut gestellten Mitschülers mich bereit erklärte, ihm eine ähnliche Waffe zu besorgen. Das Geschäft kam auch zustande. Vom Verkäufer erhielt ich über meinen Mittelsmann fünf Mark Provision (wobei ich annahm, dass er mich über den wirklich erzielten Preis getäuscht hatte), vom Käufer ein gebrauchtes, allerdings sehr gefährlich aussehendes Klappmesser, das man mir später zusammen mit meiner Pistole aus dem Versteck unter der Kellertreppe klaute. Ich glaubte, den Dieb zu kennen, konnte aber nichts machen.

B.D.

Peinliche Sauberkeit

Die Haare im Nacken und über den Ohren sind kurz rasiert, über der Stirn schräg abgeschnitten (niemals länger als ein Streichholz!), mit Wasser oder Frisiercreme («Brisk» oder «Wellform») festgepappt und der Scheitel scharf geschlagen. Die «gute» Hose ist kurz und in Pepita oder dunkelblau. Die Kniestrümpfe am Sonntag sind weiss: «Du bist ein Beamtenkind, mach' Dich bloss nicht dreckig!» Handtuch und Unterhose werden aber nur einmal in der Woche gewechselt, nach dem Baden am Samstagabend.

B.D.



Im Sonntagsstaat

Dreck

Eine meiner Grossmütter lebte in einer flachen Baracke in einem Hinterhof. Die war zwar gemauert, aber nicht unterkellert. Toilette und Wasserhahn waren im Flur, durch den die Ratten liefen. Eine Familie mit Kindern schaffte es, ihre zwei Zimmer und sich selbst sauber zu halten. Meine Grossmutter und ihre ebenfalls alleinlebende gleichaltrige Nachbarin, mit der sie Wand an Wand lebte, schafften es nicht. Im ersten Raum, der eine

Wohnküche sein sollte, stank es nach Resteessen, im nicht beheizten Schlafzimmer meiner Grossmutter nach fauligen Holzdielen. Das Schlafzimmer wurde nur durch das Licht der Wohnküche beleuchtet. Wenn ich bei meiner Grossmutter schlief, ging ich abends im Halbdunkel zwischen Brennholz und Lumpen ins klamme Bett.

Ob die Nachbarin mit einem oder mit mehreren Ausländern schlief, weiss ich nicht. Jedenfalls wurde sie von meiner Grossmutter als Hure beschimpft. Die beiden Frauen gifteten sich jedesmal an, wenn sie sich im Hur trafen. Warteten wohl den ganzen Tag darauf, zusammenzutreffen. Hantierte die eine Frau am Wasserhahn im Flur, stürzte die andere sofort aus ihrem Drecksloch, und sie kreischten, wer wohl die Schmierigste von beiden sei.

M.K.



«Schmuddelkinder»

Schule

Almaschule, Evangelischer Teil

Das Volksschulgebäude ist ein alter Doppelbau aus der Gelsenkirchner Aufbruchs- und Gründerzeit mit zwei getrennten Toreingängen: rechts sind die «Evangelen», links die «Katholen» untergebracht, mit jeweils eigenem «Lehrkörper»; das sind feindliche Welten.

Obwohl der asphaltierte, öde Schulhof an keiner Stelle geteilt ist oder irgendeine Grenzlinie oder Trennmauer aufweist, bleibt nach ungeschriebenem, aber bindendem Gesetz, jede Konfession eisern auf ihrer Hälfte. Wehe dem Gesetzesbrecher, der die eigene Hälfte verlässt und leichtfertig feindliches Gebiet betritt! Er wird meist beschimpft; von evangelischer Seite als «Katholen-



Schulhofmauer

pollack» oder häufigals «Zigeuner», obwohl keiner von uns Zigeunerkinder kennt, oder, von «Katholenseite», als «Lutherfresser», «Bibelkacker»! Zieht der «Andersgläubige» sich nicht zurück, befördert ihn der Feind mit Prügel über die unsichtbare Grenzlinie.

Wenn wir uns aber auf der Strasse oder beim Spielen zufällig treffen, ist die konfessionelle Feindschaft völlig vergessen. Auf dem offiziellen Gelände der Schule aber muss jeder andere ausgrenzt werden, eben weil er «anders» ist.

Die landläufige Vorstellung von der Integrationskraft der Bergarbeiter-, Kultur», vom Schmelztiegel Ruhrgebiet in der Nachkriegszeit, ist ein frommes Märchen. Der Fremde blieb lange «aussen vor». Nur wer sich völlig anpasste und unauffällig machte, konnte auf längere Sicht auf Integration hoffen.

Nirgendwo erfahre ich dies einschneidender als in der Schule. Mir fällt die Schule leicht, zu leicht. Auch ein Aussenseiterschicksal! Den mit mir zusammen eingeschulten Nachbarskindern hingegen fällt das Lernen schwer; das Lesen begreifen sie mühsam, das Schreiben geht zäh von der Hand, das kleine Einmaleins will nicht «im Koppe» bleiben. Ich lerne gern und schnell: ruck, zuck kann ich lesen, in Schönschrift bringe ich nur Einsen, das Rechnen geht flott von der Hand. Lieder kenne ich schon viele von zu Hause aus. Allmorgendlich muss ich vor der Klasse stehen und alle drei Strophen von «Westpreussen, mein lieb' Heimatland» vorsingen, dann wird mein Lehrer, selbst ein Flüchtling aus Ostpreussen, zu Tränen gerührt. Es ruft bei uns kein grosses Erstaunen hervor, dass mein Lehrer einer der ersten ist, die sich sofort zur neugegründeten Bundeswehr melden. «Das Ehrenkleid ist und bleibt für viele ein Ehrenkleid.»

Meine Freude am Lernen, mein neugieriges Interesse an dem, was der Lehrer erzählt, machen mir leider keine Freundinnen. Die meisten Mädchen beäugen mich scheel. An unserem Wohnküchentisch, dem Hafan der Familie, wird ein Eckchen freige-macht für Schiefertafel und Griffel; neben der Mutter, die das Brüderchen wickelt und meiner Oma, die Kartoffeln schält. Alle betrachten mit Stolz meine schöngemalten Buchstaben: «Denen zeigst du's! Wir sind eben keine Malocher!»

Auf meinem ersten Zeugnis steht als Beruf des Vaters: Berg-mann. Das ruft einhellige Empörung hervor; und die Familie gibt nicht eher Ruhe, bis der Rektor der Schule die Schande aus-streicht und verbessert: Beruf des Vaters: Inspektor z. W. v. Immer wieder höre und lerne ich: hier ist nicht unser Ort, wir gehö-ren hier nicht hin!

K.K.

Lehrer Kossmann I

Für den wieder «ingerückten» Erstklasslehrer bekommen wir einen furchtbar alten und glatzköpfigen Lehrer. Der hält den Grundschulunterricht «mit Stock und Gesangbuch» ab. Die Bän-ke waren sowieso immer schon säuberlich nach vorne ausgerich-tet, rechts die Mädchen, links die Jungen. Lehrer Kossmann rückt die Bänke noch weiter auseinander, so dass in der Mitte ein brei-ter Gang entsteht. Dort wandert er unaufhörlich auf und ab. Wer nicht ausdrücklich zum Sprechen oder Schreiben aufgefordert wird, hat während des gesamten Unterrichts den rechten Zeige-finger als «Schlösschen» vor dem Mund zu halten. Nach der mor-gendlichen Begrüssung: «Aus der Bank getreten! Stillgestanden!»



Lehrer mit Klasse

«Guten Morgen, Herr Lehrer Kossmann!» erfolgt der Befehl: «Schlösschen vor!» So sitzen wir Stunde um Stunde.

Zur Verbesserung der Handschrift führt er die «Zeit-Methode» ein: Die Klasse schreibt, der Lehrer zählt mit seiner Taschenuhr jeden Auf- und Abstrich sorgfältig nach Sekunden mit. Zwei Sekunden für eine kurze, drei für eine lange Buchstabenschlinge und immer so fort. Wer seine Bögen früher beendet, bekommt eins mit dem Stöckchen über den Rücken.

K.K.

Erster Drill

Als ich in die Schule kam, mit einer von der Mama mit der Brennschere gerollten Stirnlocke und einem «falsch herum», nämlich auf Mädchen-Art, geknöpfen Mantel, fiel ich gleich auf.

Ich konnte weder die Knöpfe an meinen Sachen schliessen noch die Schuhe selber binden. Nach Schulschluss half mir der freundliche Günter, der in der Klasse eine Reihe vor mir sass und mich meine Unbeholfenheit niemals spüren liess. Gerne hätte ich ihn auch ausserhalb der Schule zum Freund gehabt; aber wir passten nicht zueinander. Sein Vater war nur «auff' m Pütt» gewesen und bereits gestorben, seine Mutter hatte eine winzige Rente. Man konnte das an seiner Kleidung sehen, die sich von der der Kinder aus «besseren» Familien unterschied.

Mein erstes «Fräulein» war eine rabiante Schlägerin, ihre Nachfolgerin war etwas sanfter, aber auch nicht ohne. Ihre Spezialität war ein kurzer Schlag mit dem Handrücken auf den Mund, wenn das von ihr befohlene, die Lippen verschliessende «Schlösschen» des Zeigefingers der rechten, der «schönen» Hand verrutschte oder wenn man schwätzte.

Die Volksschulen waren noch streng konfessionell ausgerichtet. Schulraumnot zwang beide Konfessionen aber schon einmal unter ein Dach, so dass die eine die andere in ihre Schule lassen musste. Auf dem Schulhof war eine unsichtbare Linie gezogen. Hüben die protestantischen Schüler, drüben die katholischen, von ihren Lehrern oder Lehrerinnen mit religiöser Überzeugung gegeneinander gestellt. Der Glaubenskrieg wurde mit Steinen und mit Sprüchen ausgetragen: «Katholocken kacken inne Glocken», riefen wir, postwendend tönte es zurück: «Evangelisten pissen inne Kisten!» Zu zweit reihten wir uns, einander an den Händen fassend, vor dem Schultor auf und warteten auf das «Fräulein», das uns in die Klasse führte. Wir hatten uns mit senkrecht hochgestrecktem rechtem Arm und Zeigefinger auf Fragen des «Fräuleins» zu melden; «Schnippen» mit Daumen und Zeigefinger war verboten. Wer mit seinem Familiennamen aufgeru-

fen wurde, sprang aus der Bank und nahm neben seinem Pult Haltung an, bevor er antwortete. Nach der Antwort erfolgte das Kommando «setzen». Noch in der vierten Klasse der Volksschule lernten wir im Sportunterricht folgende Kommandos: «Achtung»; «Stillgestanden!»; «Rührt euch!»; «Die Augen links!»; «Die Augen rechts!»; «Die Augen geradeaus!»; «Kehrt!» und die militärische Grundstellung mit korrekt angewinkelten Füßen und den Händen an der Hosennaht. Erscholl der Ruf «Kompanienummer!», dann musste der erste der nach Grösse aufgestellten Schüler mit der Klassennummer antworten. Klappte das nicht sofort oder stellte sich nicht umgehend die erwartete vollständige Ruhe ein, wurden Liegestütze befohlen: «Auf» und «nieder!» bis es sass.

B.D.

Non scholae sed vitae ...

Ich kam mir ziemlich allein vor, als ich an meinem ersten Gymnasialtag das Gebäude des Grillo-Gymnasiums betrat. Der finstere Bau hatte mich schon immer geängstigt. Was mochte hinter diesen Mauern mit den Schülern passieren? Nun stand ich, feingemacht und mit kurz rasiertem Haar und neuer Schultasche inmitten einer unübersichtlichen Meute aufgeregter und unruhiger Jungen. Endlich erschien der Schulleiter, gebot mit einer Handbewegung Ruhe und hielt eine von den Eltern beifällig aufgenommene Ansprache, in der es um die strikt einzuhaltenden Regeln der Anstalt, das Privileg, ihnen folgen zu dürfen, ging. Zum Schluss entliess er uns Sextaner mit den Worten «Non scholae, sed vitae discimus» (die auch über dem Hauptportal der Schule eingemeisselt waren) in die Obhut unserer Klassenlehrer. Wohl



«Non scholae ...»

dem, der einen akademisch gebildeten Vater hatte, der voller Stolz seinem verwirrten Sprössling diese Maxime übersetzen konnte.

Um die fünfzig Knaben wurden als «Sexta b» in einen engen, finsternen, miefigen Raum gepfercht und von unserem langen, dünnen Klassenlehrer mit schnarrender Stimme nach irgendeiner geheimen, mir undurchschaubaren, Regel in den starren, doppel-sitzigen Pulten vorsortiert. Hinter seinem Pult thronend, schlug er eine grosse, dunkle Mappe auf, das Klassenbuch, in dem fortan die Existenz eines jeden Schülers in einer Fülle von unerklärlichen Kürzeln und Bemerkungen auf den Punkt gebracht wurde. Weil ich recht gross war, wurde ich in die allerletzte Bank gesetzt; das war ich von der Volksschule so gewohnt. Neben mich aber kam ein kleiner Dicker zu sitzen, der von da aus noch nicht einmal die Tafel sehen konnte. Bald verstand ich jedoch: er gehörte trotz seines kleinen Wuchses nicht nach vorn, da sein Vater den

falschen Beruf hatte. Der Klassenlehrer rief uns in alphabetischer Reihenfolge beim Familiennamen auf, und jeder trat aus der Bank, um den Beruf des Vaters anzugeben und ob er Flüchtling sei. Das gymnasiale Schicksal von Arbeiterkindern war damit schon vorentschieden: die Bemerkungen der Lehrer machten deutlich, dass sie sich nur auf Abruf in der Anstalt befanden und sich beim geringsten Versagen zum «Steinekloppen» abmelden sollten.

B.D.



Wortmeldung

Mit Unterschrift des Vaters oder seines Stellvertreters

Die Handschrift ist mangelhaft, er muss fleissig üben!

Er störte oft durch Schwätzen. Er muss sich um eine ruhige, geordnete Arbeitsweise bemühen.

Sein häuslicher Fleiss muss bei den mündlichen Aufgaben besser werden.

Seine Beteiligung am Unterricht ist nach dem jeweiligen Interesse sehr ungleich.

Falls sich seine Leistungen nicht bis zum 14. Dezember 1961 bessern, muss er die höhere Schule verlassen.

H.B.

Die Stadt

Vor der Tür

Man macht sich heute ein falsches Bild, wenn man annimmt, auf Schritt und Tritt hätte alles in Schutt und Trümmern gelegen. Manche Stadtviertel waren fast überhaupt nicht zerbombt, viel war schon aufgeräumt und weggebracht worden, Steine und Balken wurden wiederverwertet. Die Strassen waren überwiegend frei und befahrbar, Strassenbahnen verkehrten, Gerümpel war



Spielplatz

schon beiseitegeräumt. Manche Häuser waren nur leicht beschädigt, man konnte sie notfalls bewohnen; da wurde auch nicht lange gezögert. Viele dieser alten Häuser werden später leider nicht mehr instandgesetzt, sondern einfach abgerissen. So ist in

Gelsenkirchen vieles Erhaltenswerte unwiederbringlich verloren; und die Menschen drängte es ja auch gerade damals in die einfallslosen Neubauwohnungen mit Küche und Nasszelle, bloss weg vom Etagenklo! Insgesamt haben wir uns damals nicht viel Gedanken gemacht, glaube ich. Die grosse Ermüdung, die Gewohnheit und «Gewöhnlichkeit», einfach die verrinnende Zeit und der Alltag machen das Leben banal; Aber der Alltag verleiht ihm eben auch eine Ordnung und eine gewisse Sicherheit.

K.K.

Bessere Zeiten

1950 bekamen wir eine grössere Wohnung zugeteilt, ebenfalls durch Vermittlung der Zeche: zwei Zimmer in Ückendorf, in einer der ältesten Strassen Gelsenkirchens mit drei- bis vierstöckigen Arbeiter-Mietshäusern aus der industriellen Aufbruchzeit:



Neue Siedlung

russgeschwärzter Backstein, auf der Strasse Blaubasalt, zwei Gaslaternen auf der gesamten Bürgersteiglänge.

Früher ging ich immer davon aus, dass ich in meinem ganzen Leben, was auch immer es mit mir vorhaben würde, an welchen Ort es mich überhaupt verschlagen würde, keinesfalls mehr in einer Strasse von öderer Trostlosigkeit wohnen würde. Leider ziehen wir im Februar um, bei Schneeregen. Als der Kleinlaster mit den wenigen Möbeln ankommt, ist es noch ziemlich düster und Schneelachen bedecken in matschigen Flecken den Bürgersteig. Alles kommt mir auf den ersten Blick hässlich und auch ein bisschen unheimlich vor. Mehr noch als in der kleinen Zechensiedlungsstrasse riecht es hier nach Pütt, als ob man direkt in die unterirdischen Flöze hineinriechen könnte. In der schweren, nasskalten Luft schmeckt man den Kohlenstaub. Auf die Neuankömmlinge wirkt die ganze Gegend unzugänglich und feindselig.

Der festgetretene Boden im Hinterhof sieht so schwarz und hart wie Kohle und Eisen aus. Der Dialekt, in dem die Nachbarn sich unterhalten, ist mir noch ungewohnt. Es kommt mir vor, als würden sie sich Worte wie Klötze an den Kopf werfen. In diesem Viertel gibt es noch grosse Schlaglöcher, sogar Bombenrichter. Zwischen den Häuserzeilen, in bereits aufgeräumten späteren Baulücken, stehen einfache, roh gezimmerte Baracken aus Holzbrettern. In diesen Buden wird noch behelfsmässig allerhand verkauft, getauscht, gehandelt und verscherbelt, denn viele Geschäfte sind noch zerstört.

Öffentliche Verkehrsmittel, sofern sie schon verkehren, halten in unserem Viertel nicht; die Strassenbahn führt mehrere Strassenzüge weiter über die Ückendorfer Strasse. Deshalb müssen die Kumpels, die zur Schicht wollen, ein gutes Stück bis zur Halte-

stelle zu Fuss laufen. Fast alle, ob jung ob alt, tragen die «Arbeitnehmermütze», eine dunkelblaue Schirmmütze aus Wolltuch; wenn es kalt ist, kann man die Ohrenklappen über die Ohren ziehen. Meinem Vater ist diese Mütze verboten. Er darf meiner Mutter damit nicht unter die Augen kommen; also trägt er im Winter einen alten Hut und Ohrenwärmer.

Die «Bütterkes» und eine Thermoskanne mit Malzkaffee trägt er wie die anderen Kumpels in einer alten, abgeschabten Aktentasche unter dem Arm zur Zeche; das hat auch den Vorteil, dass er mal vier Briketts oder Holzmöpfe darin mit nach Hause schmuggeln kann. In Zeitungspapier eingewickelt, langsam glösend, heizen vier Briketts den Ofen fast die ganze Nacht lang.

Mein Vater benutzt die Strassenbahn nicht; einmal kann er so das Fahrgeld sparen, aber der Hauptgrund ist, dass er nach der Schicht den Kohlenstaub kräftig aus den Lungen pusten will. Deshalb legt er den ganzen Weg von der Zeche nach Hause im Laufschrift zurück. Ich finde trotzdem, dass er immer irgendwie schal und fremd nach Untertage riecht, wenn er nach Hause kommt. Aber er sagt: «Kohlenstaub ist keine Schande. Das ist sauberer Schmutz!»

Die Strassen in unserem Viertel sind noch nicht asphaltiert; in den Fugen und zwischen den alten Blaubasaltsteinen und in den Rinnsteinen wächst staubiges Gras. Auch die Trümmer- oder Schutthalden zwischen den Häusern werden schon von Ackermelde und Brennessein überwachsen. Von Anfang an gefällt mir unsere Strasse am besten in der Dämmerung, kurz bevor ich vom Spielen nach Hause muss. Wenn die Sonne, ziemlich frühzeitig, hinter den dusteren, abweisenden und vergammelten Häusern verschwindet, überzieht sie das verwaschene Grau der Backsteinmauern für kurze Zeit mit einem zarten, rosafarbenen



Schulweg

Schimmer. Durch das ölige Pfützenwasser in den Rinnsteinen bewegen sich kleine Rinnsale aus rötlichem Licht. Wenn die evangelische Kirche an der Ückendorfer Strasse sechs Uhr schlägt, muss ich «nach oben». Vor dem grauverschleierte Himmel sieht man die dunklen Dächer und Schornsteine. Hier, an dieser Stelle, beginnt meine Liebe zum «Ruhrgebiet», mein «Heimatgefühl» für Gelsenkirchen.

Die verrotteten Fenster der Mietshäuser sind fast ständig mit Vorhängen und Behelfsgardinen aus Laken und Decken verhängt. Alle möglichen Geheimnisse scheinen sich dahinter abzuspielden. Aber es soll wohl nur unmöglich gemacht werden, einen Blick auf das verlotterte Inventar zu werfen, auf die abgeschrappten Möbel und auf die wackeligen Bettgestelle. In den Treppenhäusern stehen kaputte Bollerwagen oder Fahrräder und krummrädrige Kinderwagen.

In den Hinterhöfen unseres Wohnblocks fristen inmitten von Unrat und Gerümpel in verfallenen Schuppen und nachlässig zusammengezimmerten Ställen Hühner und Karnickel ihr Dasein. So viele Eingereiste, Einquartierte haben in den letzten Jahren hier für kurze Zeit gehaust und sind wieder weggezogen, sobald es ihnen besser ging. Keiner hatte die Geschicklichkeit oder die Zeit, die noch von den Bergleuten der «ersten Stunde» mit handwerklichem Können angelegten Schuppen und Ställchen instandzuhalten.

Ein paar Höfe weiter allerdings hat der Opa von meiner Freundin Ilse tatsächlich ein kleines Stück Hof umgegraben und erntet dort regelmässig ein paar Kartoffeln und eine Reihe Kappesköpfe und Zwiebeln. Er besitzt auch einen sauberen, geräumigen Taubenschlag, der mit feinem Sand ausgestreut ist; seine Frau pflanzt im Sommer ein paar Geranien. Geradezu verrückt leuchtet das flammende Rot, wie Manna in der Wüste blüht.



Puppenmütter

Bei schlechtem Wetter, und weil wir so brave Mädchen sind, dürfen Ilse und ich mit unserem Puppenkram im Taubenhaus spielen. Wir sitzen inmitten der Tauben wie Touristen auf dem Marcusplatz. Die Vögel trippeln um unsere Füße, einzeln, in Pärchen oder in kleinen Grüppchen. Sie rufen und gurren mit leisen Tönen, sie nicken, stolzieren herum und blinzeln mit ihren runden Taubenaugen, sträuben die zarten Halsfederchen. Nach einiger Zeit, wenn sie sich an unseren Besuch gewöhnt haben und wir uns nur wenig bewegen, setzen sie sich sogar auf unsere Schultern und Köpfe. Plötzlich muss ich von dem leise in der Luft treibenden Staub niesen und sofort erhebt sich erschrecktes Geflatter und Flügelschlagen, und es wird fast dunkel um uns herum vom Gewirr der Vögel.

Ilse's Opa hat einen dicken weissen Schnauzbart und ganz weisse Haare; er geht vornübergebeugt wie mit einer schweren Last auf dem Rücken und sieht ganz dünn und verhutzelt aus. Ilse sagt, früher sei er mal viel grösser gewesen. Er trägt immer eine uralte graue Strickweste über einem kragenlosen grauen Unterhemd mit Knöpfen; wohl hundertmal hat seine Frau die Weste gestopft und geflickt. Die Ärmel sind vom Ellbogen an mit andersfarbiger Wolle neu angestrickt.

Ilse's Opa hat schon «auf Zeche» angefangen, als er vierzehn Jahre alt war. Jetzt ist er schwerkrank, er hat Staublunge. Meist geht es ihm ganz gut; aber bei schlechtem Wetter oder wenn er sich ärgert, bekommt er keine Luft. Diese Krankheit fasziniert mich. Wie der Zuhörer eines Musikstückes erlebe ich es, wenn er anfängt zu röcheln. Um nichts in der Welt möchte ich verpassen, wie sich beim Atmen seine Brust hebt und senkt mit einem knirschenden Geräusch; dann bringt er fiepende, spitze, mitleiderregende Töne hervor, wie ein Kind, das auf ein Gummitier drückt.

Es gibt regelrechte Unterschiede in der Tonlage, vom tiefen Raseln bis zum spitzen Pfeifen; manchmal bringt er geradezu melodische Töne hervor. Er klagt und spuckt Schleim. Ilses Oma hilft ihm, sich auf das Sofa zu setzen und stellt ihm Kissen in den Rücken. Sie bringt ihm eine Pille, die er ohne Flüssigkeit eilig schluckt. Ich beobachte, wie sein Atmen von Minute zu Minute leichter wird, wie er wieder tief und geruhsam Luft holen kann. Manchmal allerdings dauert ein Anfall länger; das kann niemand voraussehen.

K.K.



Drachenbesitzer

Mein Viertel

Der Arbeiter vom unteren Ende der Strasse wollte dem kleinen Angestellten oder Beamten vom oberen Ende demonstrieren, dass er bei aller (noch vorhandenen) sozialen Trennung doch deren Ideale teilte und sie kompromisslos seinen Kindern beizu-

bringen gewillt war, die bereits zum Kleinbürgertum aufgestiegen waren. Man wohnte ja schliesslich in einer Strasse – und gerade deshalb waren die sozialen Barrikaden in der Erwachsenenwelt körperlich spürbar. Maschendrahtzäune mit Stacheldraht trennten nicht nur die Parzellen der Häuser einer Strasse in den Höfen voneinander ab, sie wirkten oftmals wie Drahthindernisse zwischen den Gräben verfeindeter Armeen. Über den Zaun hinweg beschimpften sich die Erwachsenen, bekriegten sich die Kinder, bewarfen sich mit Steinen und Dreck. Man schlug sich und vertrug sich.

Hinter unserem Haus war ein grosser Hof mit einer Wiese und ein paar Birnbäumen. Auf der gegenüberliegenden Seite des Hofes stand ein etwas kleineres Haus, in dem wohnten Leute, die sich besser vorkamen: Pensionäre, Beamtenwitwen, Lehrerinnen. Wenn wir uns im Spieleifer der Mitte der Wiese näherten oder einer unserer Bälle über die unsichtbare Grenze flog, öffnete sich sofort ein Fenster. Eine ältere, weisshaarige Frau steckte den Kopf heraus und vertrieb uns mit harscher Stimme von «ihrer» Wiese.

An ein oder zwei Tagen im Jahr kamen die Bewohner der beiden Häuser zusammen, um im Freien miteinander Kaffee oder Bier zu trinken. Das Kinderfest, das die beiden schon erwachsenen Söhne einer Lehrerin an diesen Tagen mit Sackhüpfen, Eierlaufen und Topf schlagen organisierten, war laut und schön. Irgendwie waren die Erwachsenen dann froh, wenn alles wieder zu Ende und die rechte Ordnung zwischen hüben und drüben wiederhergestellt war. Dieses jährliche Kinderfest machte uns stolz, besaßen wir doch damit etwas, das unsere Kumpels von nebenan aus den Eisenbahnerwohnungen niemals haben würden.

Die beiden Söhne der Lehrerin wurden aber nicht nur deswegen von uns hoch verehrt. Sie fuhren beide Gelände Motorrad-

rennen mit Solomaschinen und mit Seitenwagen. Kamen sie mit ihren lehmverschmierten HOREX-Maschinen zurück, durften wir ihnen beim Reinigen, beim Reparieren und sogar beim Abschmieren helfen, Werkzeuge reichen, wichtige Teile halten. Kaputte Kugellager, Ventile, irgendwelche Schrauben oder Federn, die nicht mehr zu gebrauchen waren, bekamen wir geschenkt. Manchmal nahmen sie einen von uns auf eine kurze Tour um den Häuserblock mit, ein paar hundert Meter nur, aber genug, um sich als der Grösste zu fühlen.

B.D.

In der Stadt

Ganz selten fahren wir mit der Strassenbahn in die Stadt; meistens ins Weka. Darauf freue ich mich schon lange im Voraus! Im ersten Stock ist das Café-Restaurant; jeden Nachmittag ist dort



In der Stadt

Tanztee. Ich sitze bei Apfelsaft und Bienenstich an einem Tischchen mit Mutter und Oma, die sich ein Teilchen und eine Tasse Kaffee leisten.

Schon die heisse Luft im Raum, der Duft nach Parfum, Haarcreme und Rasierwasser, das gebohnerte Parkett, die plastikbezogenen Stühle mit den schrägen Beinen, die tütenartigen Leuchten an den Wänden – mir gehen die Augen über!

Ich beobachte die Bewegungen der tanzenden Paare, wie sie sich berühren oder sich zufällig streifen. Ich finde es herrlich, inmitten der durcheinander laufenden Menschen eingeklemmt zu sein und mich von einer ganzen Traube in den Fahrstuhl schieben zu lassen.

K.K.

Die Mau-Mau Siedlung

«Wo gesse?» – «Auf Strasse! – Kommsse mit?» – Wieviele Kilometer bin ich an manchem Tag gelaufen oder mit dem Fahrrad (oftmals zu zweit, einer trat die Pedale, einer lenkte) gefahren, bei Sonnenschein und Regenwetter, voller Unrast und ziellos, immer Ausschau haltend, ob irgendwo vielleicht «was los» ist?

Voller Sehnsucht nach einem Abenteuer, das nur ich erleben würde, nach einem Geheimnis, das sich nur mir offenbarte, dabei maulheldig den abgebrühten Eroberer der Erwachsenenwelt spielend und voller Angst vor dem Unbekannten, das da hinter einer Mauer, über die ich klettern wollte, wohl lauern mochte.

Mit Freunden stromerte ich die Ringstrasse entlang, die uns unheimlich breit und endlos lang erschien; wir eroberten den Graskamp, die Augustastrasse, die Weberstrasse, die Kirchstras-

se mit den beiden gegenüberliegenden Friedhöfen, wo wir über die Mauern kletterten und Grablichte klauten; der Böhlingshof war sowieso in unserer Hand; wir wagten uns nach Ückendorf und kletterten durch Mauerlücken aufs Gelände des Stahlwerkes oder der Güterbahnanlage, um aus Waggons Erzstücke mitgehen zu lassen; lungerten im Bulmker Park herum, wo wir Bänke umwarfen, wenn niemand in der Nähe war; zerschnitten Zäune mit Zangen, um in Gärten unreifes Obst «englisch einzukaufen» oder harte Möhren auszubuddeln; brachen Mercedessterne ab, die wir als Schlagringe benutzen wollten; stahlen leere Flaschen am Supermarkt, um dann das Pfandgeld einzulösen, mit dem wir uns in der Eisdiele Sahnehörnchen oder ein «Eis zu Zwanzig» leisteten, fühlten uns unheimlich stark.

Wenn wir wirklich etwas erleben wollten, machten wir uns auf den Weg über Bahngleise, noch warme und schon begrünte Abraumhalden und über «Köttelbecken» zur berüchtigten «Mau-Mau-Siedlung», wo sich die Mädchen auf der Strasse anfassen liessen und wo die Häuser keine Haustüren hatten, weil sie verheizt worden waren, wo jeder Mann ein Messer in der Tasche hatte und wo alle klauten und raubten und vielleicht sogar mordeten: das alles wussten wir ganz genau, kannten auch genügend verlässliche Zeugen, die alles mit eigenen Augen gesehen hatten oder aber wenigstens jemanden kannten, der wiederum jemanden kannte, der von einem Augenzeugen gehört hatte ...

Hatten uns nicht auch unsere Eltern strengstens angehalten, von dort fortzubleiben, niemals dorthin zu gehen? Und da lagen wir dann gut getarnt hinter einem Gebüsch auf einer Halde und spähten voller Angst, dass man uns sähe, hinab auf die Häuser oder Nissenhütten, und manchmal wagte sich einer von uns hinunter – und nichts passierte!



Unterwegs

Wohlbehalten kehrte er zurück, seine Unversehrtheit allein seinem Todesmut verdankend. Grössere Angst aber hatten wir vor den Eltern, die, wenn wir wieder einmal zu spät und dreckig heimkamen, uns schon von weitem, aus dem Fenster zur Strasse gelehnt, anherrschten: «Wo warst Du? Wo kommst du her? Wie siehst Du denn aus? Komm' bloss sofort hoch, Du kannst was erleben!» Da war alle Eroberungslust dahin, die wir auf unseren Streifzügen durch die Welt unseres Quartiers, unserer Strassen verspürt hatten. Die weite Welt, die gerade noch uns gehört hatte, wich der miefigen Enge der elterlichen Wohnung: Aus war's mit der Freiheit.

B.D.

Nahrung

Gelsenkirchener Milch

Gegenüber ist die Molkerei. Ein dickbauchiger Tankwagen quetscht sich in die Einfahrt zum Molkereihof. «Lastwagenfahren ist eine Kunst», denke ich und beschliesse, nie Lastwagenfahrer zu werden. Als die Brandschutzmauern gebaut wurden, die den einen, den Molkereihof, von dem anderen, dem Reparaturwerkstatthof, trennen, gab es dort noch keine dickbauchigen Lastautos.

An der Ecke neben der Einfahrt zur Autoreparaturwerkstatt ist die Bude, an der man immer klingeln muss, will man etwas kaufen. Hinten sind die Tankstelle und die Werkstatt, vorn der Kiosk des Pächterehepaars, er Schlosser, sie seine Frau.



Fette Suppe

Ich hocke am Fenster unserer Wohnung im zweiten Obergeschoss. Molkerei Faust. Der Unternehmer und seine Familie, damit werde ich gross, ein Sohn mit abstehenden Ohren, ein Sohn eines Regierungsangestellten, in Häuserreihen, wo nur Angestellte und Bundesbahnangestellte wohnen. Der Unternehmer trägt ein wichtiges Gesicht und wohnt eine Strasse weiter mit Frau, Sohn und Mutter in einer 4-Zimmer-Wohnung. Sein Name steht in Grossbuchstaben aus Blech über der Einfahrt: FAUST. Das hat Bedeutung für mich. Da ist einer, dessen Namen man nicht in kleinen Buchstaben auf dem Klingelbrett suchen muss, womöglich auf Zehenspitzen.

Milch ist sein Geschäft. Ein kleines Milchgeschäft an der anderen Ecke der Strasse verkauft Faust-Milch für die Nachbarschaft, aus dem Zapfhahn, lose sozusagen. Das Milchgeschäft ist ein Nachbarschaftskommunikationszentrum. Das Anschreibebuch ist ein abgegriffenes Schulheft, das in der Schublade der Nichte des Faust, die den Laden betreibt, liegt, neben Gummifletschern und Reisszwecken, abgegriffen wie ein mehrfach irrtümlich mitgewaschener Personalausweis.

Vom zweiten Stock kann man über die Brandschutzmauern hinweg einen Teil des Molkerei-Innenhofes einsehen – Sperrgebiet für uns Kinder. Ich empfinde mich nicht als Kind, wohl als klein und verletzlich, nicht als Kind, erst recht nicht, wenn es hiess «... wenn du grösser bist...». Ich warte auf das Grösser-, nicht auf das Älterwerden. Ich blicke auf einen Teil des Innenhofes, den man einsehen kann, und sehe Bruchstücke des Unternehmertums: Grosse Autos, die auf engstem Raum rangieren, Männer in weissen Kitteln, «Faust-Autos», viel kleiner als die grossen Tanks. In der Milchhalle sind auch Tanks, nur ohne Räder.

Ich denke an Kühe, an die Kühe meiner Tante, meiner Oma,

meines Onkels, in Neviges, in Wertherbruch, Kühe, von denen ich in den Ferien die Milch direkt genieße. Meine Oma, meine Tante und der Onkel, sie haben Bauernhöfe und ich war schnell in die Kunst des Melkens eingeführt. Welch ein Umstand es doch ist, die Milch von der Kuh über Fausts Molkerei und Fausts Lädchen, übers Anschreibebuch in unsere Küche zu schaffen. Faust zu werden, scheint mir umständlich und überflüssig.

R.D.

Leibgerichte

«Ihr Flüchtlinge fresst doch den Kitt vonne Fensterbank!» sagt Ilses Oma. Das stimmt. Hinter seinem Gitterbettchen hat mein kleiner Bruder ein ordentliches Loch in die Wand gepolkt; darin bohrt und gräbt er mit dem Finger und isst gierig den «Kalk ausse Wand». Kein Überkleben, kein Schimpfen hilft: er kann es nicht lassen!

Bei uns zu Hause essen wir morgens Brot mit Margarine und Rübenkraut; man bekommt schwarze Zähne davon. Mittags gibt es oft Kartoffeln mit Salz, obendrauf gebratene Zwiebeln und manchmal ein paar Scheiben mit gebrutzelter Wurst. Abends wieder Brot mit Margarine oder Schmalz und einen Teller Pellkartoffeln mit Quark oder Tütensuppe mit Nudeln.

Meine Mutter hat quer über den Brotlaib mit dem Messer Rillen gezogen und es so in Scheiben eingeteilt; so kann sich jeder ausrechnen, wieviel er noch essen darf.

Trotzdem habe ich ein Leibgericht, und das geht so: Meine Oma nimmt die grosse, schwere Bratpfanne und reibt sie mit einer Speckschwarte aus, die schon ganz dünn und abgeschabt ist und fast gar kein Fett mehr hat. Dann streut sie etwas Salz auf

den Pfannenboden und darauf schnibbelt sie Kartoffelscheiben. Dann muss sie aber ständig daneben stehenbleiben und aufpassen, dass nicht alles anbrennt. Von Zeit zu Zeit giesst sie einen Schuss Malzkaffee dazu, das gibt den Kartoffeln eine schöne bräunliche Farbe. Wenn wir noch ein Ei haben, rührt sie daraus mit kräftig Wasser und viel Mehl einen Brei; wenn man den nur ganz kurz anbrät, so dass er fast noch nass bleibt, schmeckt es beinahe echt wie Rührei!

Am meisten liebe ich das selbstgemachte Griebenschmalz von Ilses Oma, manchmal schenkt sie mir auch eine Stulle damit, «auffe Kralle für zum Mitnehmen», zum Dank für die Nachhilfe.

K.K.

Schulspeisung

Unten am Tornister, neben Tafellappen und Schwämmchen, die zum Trocknen nach aussen baumeln, hängt bei jedem Schulkind ein Blecheimerchen, «datt Henkelmänneken», für den Schlag Gries- oder Haferflockensuppe mit Dörrpflaumen, nahrhaft «klunkerig» gekocht, oder ein Topf Kappes mit Kartoffeln aus dem grossen Pott. Nur wenige Kinder essen «die Pampe»; wie fast alle trage ich mein Deckeleimerchen samt Inhalt nach Hause. Auf dem Heimweg schleudern wir die Pöttchen am Henkel mit ausgestrecktem Arm im Kreis; kopfüber, kopfunter in rasendem Tempo; schwierig ist nur das Abbremsen: wenn man die Geschwindigkeit nicht gleichmässig zurücknimmt, schwappt der Papps auf die Zöpfe oder «datt gute Schulkleid». Wenn mein Vater abends vom Pütt nach Hause kommt, isst er klaglos die auf-

gewärmten Reste. «Der isst alles!», sagt meine Mutter, «schliesslich ist er Soldat gewesen!»

Nur freitags werden die Pöttchen sofort geleert, freitags ist «Schoko-Tag»: da gibt es statt der Pampe warmen Kakao und pro Kind zwei Zwiebacke, die Schulstunde danach fällt aus, denn die ganze Klasse muss geschlossen aufs Klo: warmer Kakao treibt!

K.K.



Spielverderber

Schlechte Nahrung

Auf dem Weg von der Schule nach Hause trödele ich immer. Die Zeit dazwischen gehört mir und ich nutze sie so gut ich kann. Wenn Wochenanfang ist und ich noch fünf oder zehn Pfennige vom Sonntagsbesuch bei Oma und Opa habe, kaufe ich mir am Büdchen einen Salino oder ein Bild von Lilo Pulver. Auf dem

Weg gibt es eine Strasse, auf der mich weder mein Lehrer von der Schule noch meine Mutter von der Wohnung aus sehen können. In dieser Strasse hat Änne Gössling ihr Lebensmittelgeschäft. Wir kaufen da immer ein; wenn wir anschreiben lassen müssen oder nach Ladenschluss, schickt meine Mutter am liebsten die Kinder. Aber jetzt ist der Laden für mich etwas ganz anderes: ich gehe hinein, lasse mir fünf frische Eier einpacken, lege sie zurück auf die Theke und verkünde: «Hier gibt's nur faule Eier.» Ich verlasse das Geschäft und wenn ich nachmittags einkaufen gehe, hat das nichts mehr mit dem Vorfall am Mittag zu tun. Fast ein ganzes Jahr betrete ich mittags das Geschäft, nur um Lebensmittel aller Art für alt, für dreckig oder faul zu erklären. Änne Gössling, alt und ächzend, nimmt es hin wie eine Landplage. Sie petzt nie und sie stellt mich nie zur Rede. Eines Tages beschwere ich mich lautstark über faulen Kohlrabi und entdecke zu spät, dass meine Mutter im Laden steht. Erst Stunden später traue ich mich nach Hause. Von jetzt ab gibt es keinen ungefährlichen Ort für Proteste mehr.

H.B.

Der Rausch

Ich muss dreizehn oder vierzehn Jahre alt gewesen sein. Wir hatten altes Glas gesammelt und «polterten» in unserer Strasse vor der Haustür und unter den Fenstern der Parterrewohnung der Brauteltern. Die beiden Eltern versorgten uns mit «Pinnchen» die wir wild durcheinander hinunterstürzten: Klarer («Weizenjunge») und Weinbrand. Irgendwann bin ich dann die Strasse hoch die vielleicht fünfzig Meter an der Häuserzeile entlang nach

Hause gewankt und kam wieder mal zu spät. Meine Mutter hatte mir die «Kniften» fürs Abendessen längst gemacht und in der Küche stehen-lassen. Meine Eltern sassen im Wohnzimmer vor der Fernsehtruhe und verzichteten deshalb auf den sonst üblichen Anschiss. An meinen hämisch grinsenden Schwestern vorbei schlich ich mit dem Broteteller in mein Zimmer. Mir war schlecht, der Fussboden wankte unter mir und der Geruch der Brote liess mich würgen. Ich nahm sie vom Teller, warf sie auf den Schrank und rettete mich halb ausgezogen auf mein Bett. Das Zimmer begann zu kreisen, ich kroch zum Fenster und kotzte meinen Mageninhalt in den Hof. Was aufs Fensterbrett gegangen war, wischte ich mit meiner Unterhose fort. Wochen später fand ich die längst vergessenen Brote samt Unterhose und einem grossen Schimmelpilz auf dem Schrank wieder. In alte Zeitungen geknüllt habe ich die Überreste im grossen Allesbrennerofen in der Diele verbrannt.

B.D.

Denkfutter

In einem heute kaum noch vorstellbaren Masse ist ein Kind der Nachkriegszeit abhängig von dem, was in seiner unmittelbaren Umgebung vor sich geht, was Familie, Schule, Freundinnen ihm an Vorstellungen vermitteln, an Denkfutter vorsetzen. So etwas wie eine «öffentliche Meinung» erreicht mich nicht: wir halten keine Zeitung, wir besitzen noch kein Radio, an Fernsehen denkt überhaupt und noch für lange Zeit niemand. Ich besitze kein Bilderbuch; ausser der Fibel gibt es gar keine Bücher für Kinder. Was meine Mutter mir erzählt, was der Lehrer im Unterricht durchnimmt, ist mir der einzige «Lesestoff», besser: «Lebensstoff».



Schuljungen

Kann ich abends wegen der Unruhe in dem kleinen Raum nicht einschlafen, dann «blättere» ich in Gedanken in meinem «Bilderbuch»: fast täglich merke ich mir etwas, was ich wahrnehme, was mich erstaunt oder erfreut oder einfach schön ist, und ich speichere es in meiner Erinnerung wie Bilder und Texte in einem Buch; ich kann dieses Buch jederzeit aufschlagen:

- grosse, weisse Wäschestücke liegen auf dem Rasen im Hintergarten zum Bleichen aus, sie gleissen in der Sonne fast blaustichig;
- ein Nachbarsjunge darf einem kleinen Mädchen unters Röckchen gucken und verspeist dafür vertragsgemäss einen lebendigen Regenwurm;
- meine Freundin muss, weil sie so unterernährt ist, Rindertalg essen und schmiert sich das gelbe Zeug durch das ganze Gesicht;

- wenn man eine dunkelgrüne Flaschenscherbe vor das Auge hält, wird aus der engen Strasse fast ein Wald;
- wenn man im Sommer aus dem Dachfensterchen in die sich bewegenden Blätter der Strassenbäume blickt, kann man nicht mehr unterscheiden, ob die Spatzen in den Zweigen zwitschern und das Sonnenlicht im Laub glitzert oder ob man in Wirklichkeit das Gleissen und Glitzern mit den Ohren hört und das Piepen und Schilpen sehen kann.

In meiner Erinnerung kann ich bis heute wie in einem Buch die Seiten umblättern.

K.K.

Sprache

Meine Grossmütter

Meine Eltern luden meine verwitweten Grossmütter wenn möglich nur gemeinsam ein. So waren die miteinander beschäftigt. Sie sassen an der Wand rechts neben der Wohnzimmertür in zwei Sesseln und redeten über Lechtenbörgers Gelbsucht, Laszkowskis Darmträgheit, Jablonskis Leberzirrhose, Isphordings Kehlkopfkrebs, Eisenheimers Magengeschwüre, Kuchhäusers Gehirntumor, Kubinioks Gallensteine, Renczikowskis Beinamputation und Strohfelds Tuberkulose. Und wenn meine Mutter stöhnte, sie würde vom blossen Zuhören krank, ob es für die beiden denn kein anderes Thema gebe, sagt die eine «Da hast du auch recht, Hedwig!» Und die andere: «Weisst du, wer gestorben ist!» M.K.

Sprachspiele

«Ein Mann ist ein Mann, eine Frau ist eine Frau, und Kinder sind eben Kinder und da gibt es keine Widerworte oder es setzt was in den Nacken. Mit dem darfst Du nicht spielen; da gehst Du nicht hin; das tust Du nicht, das darfst Du nicht; dieses Wort benutzt man nicht; verhalte Dich anständig; wirst Du wohl gehorchen; mach' einen Diener; gib die schöne Hand; davon wollen wir nichts hören; lass Dich bloss nicht erwischen; steh' grade, sitz grade; fall' nicht unangenehm auf; das können wir uns nicht leisten.»

B.D.

Fragen und Antworten

«Wie sollst Du gehorchen?» – «Freudig, sofort und genau!»

«Wie sollst Du stehen?» – «Hände an die Hosennaht!»

«Wie heisst Du, was ist dein Vater?» ...

«Wo kommt Ihr her?» ...

«Kannst Du lesen? – Dann lies mal das Papier da auf!»

«Warum haut der Mann das Kind?» – «Kümmere Du Dich um Du Dich!»

«Warum hat der Mann keine Beine?» – «Das geht Dich nichts an!»

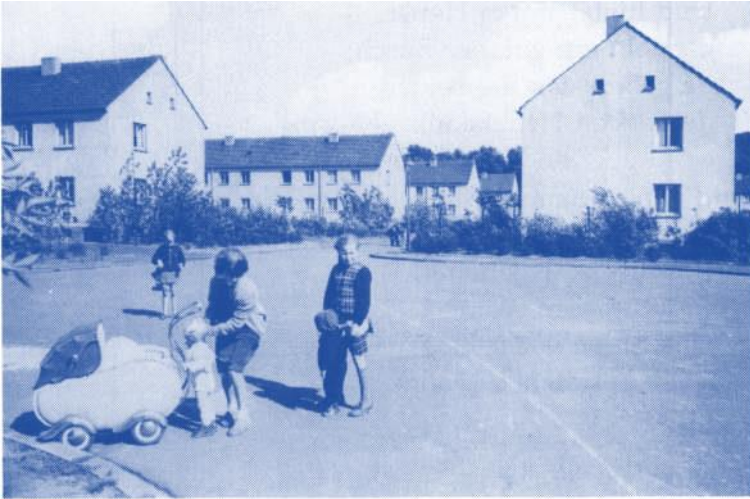
«Wo fliesst das Pippi hin?» – ...

«Wo kommen die Kinder her?» – ...

H.B.

Kindermund

Ilses Schwester «geht mit den Ötte» Adelheid von nebenan ist «den Ärmin Seine». «Der Schwatte» von gegenüber – hinter vorgehaltener Hand: das soll wohl ein Zigeuner sein! – wirft beim «Stand ane Wand»-Spiel den Ball glutäugig auf mich, so dass ein schöner Schauer mir durch den Magen läuft. Solch wohliges Kribbeln entsteht sonst nur beim «Schäumchen-Ziehen»: wir stopfen Lakritze in eine leere Bierflasche mit Schnappverschluss, giessen mit Wasser aus dem Kran auf und schütteln die Flasche solange, bis die Lakritze sich in zähen Glitsch auflöst. Wenn man dann den Verschluss öffnet, quillt schwärzlicher Schaum in grossen Blasen aus dem Flaschenhals; mit dem Daumen halten wir die Flüssigkeit zurück und schlürfen genüsslich den süsslich-fa-



Spaziergang

de schmeckenden Qualster ab. Das kribbelt von der Kehle bis in den Bauch!

Was Ötte und Ursel so treiben, was Adelheid und Ärmin erleben, das wissen wir! Wir singen davon bei unseren Spielen. Hand in Hand in langsamem Takt schreiten zwei Reihen immer aufeinander zu und entfernen sich wieder, dabei werden jeweils zwei Strophenzeilen wie Frage und Antwort im Chor gesungen:

Der Ötte kam zurück
ausen ändert Land
und hatte sich verlobt
mitti Gilla ane Hand.

Die Gilla hat geschrieben:
ich liebe dich so sehr!
Ich liebe keinen anderen
wie dich, mein goldner Stern!

Und hinter ihrem Hause,
da steht ein goldner Busch; da gaben sich die beiden
den ärsten Heiratskuss.

Und wie es dann weitergeht, das wissen wir auch:

Warum hasse geheirat,
warum hasse getan?
Eine Stube voller Blagen,
einen besoffenen Mann!

K.K.

Günther-Otto-Schlotter-Junge

Eines Tages sitzt ein Neuer in der Klasse und Konrektor Sudeik trägt ihn in das Klassenbuch ein. «Wie heisst du? Was ist Dein Vater? Wo kommt Ihr her?» Ich kann mich an seine Antworten nicht mehr erinnern, aber daran, dass er das «R» rollte und nicht so sprach wie alle anderen. Ich hatte keinen Freund mehr in der Klasse, weil meine beiden anderen Freunde auf die «Klippschule» abgehen mussten. Peter S., dem immer alles zu «schwär» war und der mich selbst im Schwimmbad nicht finden konnte: «Zeich mich mal, wo du liegst, denn du liegst schwär» und Helmut, der fast jeden Tag geprügelt wurde, weil er keine «Schulla» machte. Sich über die Bank ziehen zu lassen oder den Rohrstock über die Finger gezogen zu bekommen fiel ihm leichter als «Schulla». Mit dem komischen Neuen wollte keiner aus der Klasse zu tun haben, aber ich freunde mich dann doch mit ihm an und nach kurzer Zeit merke ich das mit dem «R» nicht mehr.

Günther nimmt mich sogar mit nach Hause zum Spielen, und ich sage das niemand, weil ich nicht weiss, ob man das darf. Seine Mutter ist nett und macht uns sogar manchmal Stullen, die man sonst nirgendwo ausser zu Hause bekommt, aber da darf man keinen mitbringen. Sie spricht das «R» noch mehr als Günther, der bald heraushat, dass man das nicht «daaf». Mit Günther bin ich auch viel unterwegs, an den Nachmittagen auf Spielplätzen und Wiesen. Aber eines Abends schellt seine Mutter bei uns zu Hause, sie sucht ihren Sohn. Sie ruft mit dem schrecklichen «R» und in ihrer falschen Sprache zu meiner Mutter hoch: «Ist Günterr-Otto-Schlotterr-Junge da?» Meine Mutter macht die Wohnungstür gleich zu und sagt: «Mit solchem Gesocks haben wir nichts zu tun! Wer ist Günterr-Otto-Schlotterr-Junge?» Ich kenne meinen Freund nicht mehr.

H.B.

Wünsche, Ängste, Phantasien

Auf dem Flur

Durch das gesamte Treppenhaus, vom Parterre bis zum Dach, verläuft über die freiliegende Rückwand des Hauses, zwischen Etagenklus und Flurfenstern, ein unregelmässig gezackter, mal fast unsichtbar feiner, mal breiterer Mauerriss. Vielleicht ein Bombenschaden, vielleicht auch ein Bergschaden, sagt mein Vater; denn unter unserem Wohnblock her führt unterirdisch der «Flöz Sonnenschein». Anfangs grusele ich mich immer, wenn ich durchs Treppenhaus muss; aber bald gewöhne ich mich daran und warte mit Spannung auf den Moment, in dem unser Haus in zwei Hälften auseinanderbrechen wird.

Über dem verkratzten und vergammelten Ölsockel sind die Wände im Treppenhaus mit weichem, vergilbtem Kalk verputzt. Sie sind mit unzähligen Bildern bedeckt: schwellende Riesenbrüste, ausladende Hintern, gespreizte Schenkel, verschlungene Leiber und Gliedmassen, kotende Strichmännchen.

Weder im Treppenhaus noch auf dem Klo kann man längere Zeit bleiben, das gibt Ärger mit den Erwachsenen, ausserdem ist es im Winter zu kalt. Mit dünnem Papier und weichem Bleistift reiben wir die interessantesten Szenen durch. Manche Jungens haben sich eine ganz hübsche Sammlung angelegt. Hinter den Schuppen und Ställen im Hof zeigen sich die Grösseren ihre verbotenen Stellen.

In unserer Familie spricht man über diese Dinge nicht; nie sehe ich meine Mutter oder meine Oma anders als vollständig angezogen. Wenn die Nachbarsfrauen «mal eben nach Röper einholen

gehen», ziehen sie sich nicht «extra» an. Sie tragen einen Kittel über ihrem Büstenhalter und dem Charmeuse-Unterrock.

Unsere Nachbarin hat ihre Jüngste, «datt Karolla», auf dem Arm und schuckelt das Kind ständig, während sie mit der freien Hand die Einkäufe in die Tasche packt. Das kleine Mädchen quengelt und greint: «Mama, Titti!» und fingert an den Kittelknöpfen. Als die Frau, mitten in der Unterhaltung mit der Verkäuferin, ihren Kittel öffnet, den Unterrock beiseite schiebt, ihre pralle, weisse Brust entblösst und anfängt, das Kind zu stillen, werde ich rot und stosse meine Freundin heftig mit dem Ellbogen an. «So etwas» wäre bei uns zu Hause undenkbar! Das tut man nicht!

Nicht die eindeutigen Bilder im Treppenhaus, sondern Frau Kollers weisse Brust im rosafarbenen Büstenhalter gibt mir das Gefühl, ich könnte möglicherweise ein Mädchen sein.

K.K.

Sexualkunde

Wir waren Verbalerotiker ohne grosses praktisches Wissen, und selbst die älteren unter uns wussten nicht so genau, wie «das» eigentlich geht. Es existierten wilde Mythen, die allesamt für wahr genommen wurden. Die Aufklärung geschah auf der Strasse und zwar streng nach Geschlechtern getrennt. Jeder wusste Einzelheiten vom Hörensagen und angeblicher genauer Beobachtung, die zusammengenommen ein wildes Gemenge ergaben. So haben wir manche Stunde auf der Strasse damit verbracht, vorübergehende Frauen zu beobachten. Wir glaubten nämlich, an ihrer Beinstellung und ihrer Art zu gehen entdecken zu können, ob sie kurz vorher «gefickt» hatten. Das hatten uns «Autoritäten», die sich auf ältere Brüder oder Väter beriefen, auf-

richtig versichert. Unsere ersten Informationen hatten wir allesamt aus Arztbüchern, deren Aufklappbilder vom menschlichen Körper jedoch völlig unbefriedigend waren und vor schweren Krankheiten warnten, die man sich «dabei» holen kann.

Die Anatomie des Gesundheitsbuches haben wir dann, nun richtig neugierig geworden, mit Hilfe «schmutziger» Bilder oder Zeichnungen aus Van de Veldes Schlafzimmerbuch «Die Hoch-ehe» berichtet. Viele Väter besaßen «Magazine», meist schlichte wie die «Gondel», in der die Modelle stets in Badebekleidung abgebildet waren (wir schickten einen Älteren vor, um am Kiosk mit zusammengeworfenem Geld ein Heft zu kaufen). Einige Väter hatten an unzugänglicher Stelle – oft im elterlichen Schlafzimmer – Hefte mit nackten Frauen versteckt. Wir fanden sie immer und zeigten sie bei «sturmfreier Bude» den Freunden. Ganz besonders Wagemutige entwendeten auch die eine oder andere Abbildung. Gegen eine Flasche «Burgwallbrunn», eine süsse Zitronenlimonade, wurde dann allen, die zum Kauf beigetragen hatten, ein Blick gewährt: heimlich selbstverständlich. Wir zogen uns ins Gebüsch auf dem «Lehmberg» zurück, um dort im Verborgenen mit roten Ohren nackte Brüste, pralle Hintern und ein wenig Schamhaar zu betrachten. Noch mehr erregten uns die sexuellen Abenteuer der Älteren, die vorgaben, schon was mit einem Mädchen aus der Nachbarschaft gehabt zu haben.

B.D.

Der Mann mit dem Zehnpfennig-Stück

Auf der Rückwand des Raumes steht ein riesiger Kanonenofen. Aus seinem Hinterteil ragt ein Kanonenofenrohr, das in der

Klassenzimmerdecke verschwindet. Der Hausmeister, ein mürrischer, humpelnder Kerl in grauem Kittel, steht davor und füttert durch eine geöffnete Klappe das Heizwerk mit Eierkohlen und Briketts, die er von einer Schubkarre in den heißen Rachen des Ofens schaufelt. Er grummelt vor sich hin. Bis er mich sieht.

Ich stehe am Fenster und blicke auf den Schulhof, der in der Mitte durch einen dicken weissen Strich geteilt ist, der jetzt kaum zu sehen ist. Die Ahornbäume haben Schnee aufgefangen, der sich auf Zweige und Äste gelegt hat. Auf dem Schulhof ist der Schnee verschwunden. Der Hausmeister, der mich jetzt grimmig ansieht, hat ihn mit Asche aus dem Kanonenofen vertrieben.

Ich weiss, wenn wieder Schnee fällt, wird der katholische Kasimir einen Schneeball rollen und den Schneeball werfen, auf mich. Er wird die Linie zwischen dem katholischen und dem evangelischen Teil des Schulhofes überschreiten und wird den Schneeball auf mich zielen. In dem Schneeball werden dann kleine Aschebrocken sein, die der Hausmeister über den Hof verteilt hatte.

«Geh nach Hause, Bürschchen!» grummelt der humpelnde Hausmeister mich an, «los, los, marsch, marsch!». «Wie unser Turnlehrer», denke ich, der uns immer «zackig» in Reih und Glied aufstellen lässt. Vor zehn Minuten noch hat dieser Hausmeister die schrille Schulklingel betätigt: Schulschluss. Ich wollte noch etwas im Klassenraum bleiben und auf den Hof schauen.

Der Mann mit dem Zehnpfennig-Stück wird vergeblich auf mich warten. Er wird schon weg sein, wenn ich jetzt meinen Nach-Hause-Weg antrete. Ich ziehe meine Kapuze über den Kopf, schnalle meinen Tornister um, aus dem ein Tafellappen baumelt, und verlasse den Klassenraum im evangelischen Trakt der Volksschule an der Hohenfriedberger Strasse. Es ist kein

grosses, aber ein stattliches Gebäude mit breiten Steintreppen im Innern, mit einem Geländer, auf dem man nicht herabrutschen kann.

Seit drei Wochen gehe ich allein zur Schule und zurück. Meine Mutter meinte, ich sei jetzt soweit. Ich weiss, wo links und rechts ist und ich kann die Schnürsenkel meiner Schuhe per Schleife binden. Ich verlasse den Schulhof, den katholischen Teil überquerend.

Fräulein Fröse ist meine Lehrerin. Sie sitzt vor dem Schulhofort in einem Auto neben einem Mann. Sie winkt mir kurz zu. Ich würde gerne einsteigen und mit ihr fahren. Ich glaube, ich liebe Fräulein Fröse. Der Mann neben ihr hat einen Bart. Er sieht alt aus. Ich denke an das Mittagessen zu Hause, von dem mich noch 15 Minuten trennen. Ich biege in die Ückendorfer Strasse ein. Nach 200 Metern klettere ich auf eine kleine Steinmauer, die eine schwach bewachsene Böschung zum Gehweg abgrenzt. Oft laufe ich balancierend über das Mäuerchen, um den Nach-Hause-Weg mit etwas Abwechslung zu würzen.

Oberhalb der Böschung muss eine Fabrik sein, die Eisenstangen herstellt. Ich sehe aufgestapelte Eisenstangen, nur Eisenstangen. Für kurze Zeit haben die Eisenstangen meine volle Aufmerksamkeit. Plötzlich höre ich Schritte neben mir und spüre Atem. Ich erschrecke. Ich schaue zur Seite. Da ist er, der Mann mit dem Zehnpfennig-Stück. Ich bin auf gleicher Höhe mit dem Mann, da die Mauer in ihrem Verlauf ansteigt und der Gehweg bergab verläuft. Ich habe Angst. Der Mann lächelt und streckt mir seine geöffnete Hand entgegen. In der grossen rosafarbenen Handfläche liegt ein Zehn-Pfennig-Stück. Ich gehe weiter. Der Mann geht neben mir her. Ich werde grösser, er wird kleiner. Seine Hand reicht jedoch noch leicht zu mir herauf. Er spricht nicht, er sagt nichts. Er bietet mir sein Zehn-Pfennig-Stück an. Ich schüttle den Kopf.

Ich bleibe stehen. Die Mauer endet an einem Brückenpfeiler. Der Mann bleibt stehen. Er lächelt. Er trägt eine schwere blaue Jacke. Er ist so alt wie der Hausmeister, aber er humpelt nicht.

Ich befinde mich in einer Höhe oberhalb des Gehweges, von der aus ich nicht hinunterspringen kann. Ich will nach Hause. Ich will zurücklaufen bis zu einer Stelle, von der aus ich springen kann. Ich bleibe stehen, ich habe Angst vor Zehn-Pfennig-Stücken.

Der Mann streckt mir nun seine beiden Hände entgegen. Ich lasse mich fallen. Ich lasse mich von ihm herunterhelfen. Der Mann sagt nichts, er grummelt nicht einmal. Ich renne los. Der Tafellappen fliegt hin und her. Die Unterführung, hundert Meter lang, ist dunkel. Oben rattern ab und zu schwere Dampfloks über die Brücke. An der Wand hängt ein Sarotti-Mohr. Er kann mir auch nicht helfen. Ich renne dem Licht entgegen, ohne mich umzudrehen. Erst oben an der Ampel bleibe ich stehen und schaue zurück, die Strasse hinunter, zum Tunnelausgang. Nichts zu sehen. Der Zehnpfennig-Mann ist verschwunden wie er gekommen ist.

Mein Herz pocht. Die Ampel zeigt grün. Ich überquere nach links und rechts schauend, die Strasse. Vor mir liegt der grosse Wildenbruchplatz, wo kein Hausmeister mit Asche den Schnee vertrieben hat. Ich überquere den Platz, auf dem mehrmals im Jahr Kirches, Zirkus und Eisrevue ihre Buden und Zelte aufbauen. Ab und zu drehe ich mich um, um meine eigenen Fussstapfen zu sehen, die ich im Schnee hinterlasse.

Es wird Grünkohl mit Mettwurst geben. Ich mag Grünkohl mit Mettwurst.

Ich bin pünktlich, da ich einen grossen Teil der Strecke gerannt bin. Zu Hause ist es warm. Im Kohleofen im Korridor, der von dort aus alle drei Zimmer heizt, glühen Eierkohlen und Briketts.

Meine Mutter freut sich, dass ich da bin. Ich erzähle nichts von dem Mann mit dem Zehn-Pfennig-Stück.

R.D.

Lehrer Kossmann II

Oft liege ich lange wach und schlafe morgens nach dem Wecken sofort wieder ein. Wenn ich dann mit einem fürchterlichen Schreck wieder aufwache, muss ich ungewaschen und ohne Frühstück zur Schule rennen. Ich schaffe es fast nie pünktlich; und mein Lehrer droht mir: «Wenn du morgen wieder zu spät kommst, schicke ich dich zum Rektor!» Am nächsten Tag komme ich wieder zu spät, alle anderen sind schon drin! Das Herz schlägt mir bis zum Hals, ich kann unmöglich zugeben, dass ich schon wieder verschlafen habe. Ich bilde mir ein, dass der Rektor



Geschenke

etwas Schreckliches mit mir anstellen wird! Ich hasse mich, ich hasse die Schule, ich hasse die ganze Welt!

«Unterwegs auf der Strasse hat mich ein Mann angesprochen», erzähle ich meinem Lehrer. «Er hat mich angefasst und ein ganzes Stück mitgezogen, bis ich mich losmachen konnte. Ich habe mich dann eine Weile versteckt, bis ich mich zur Schule traute!»

Als mein Lehrer vorschlägt, mein Erlebnis der Polizei zu melden, verheddere ich mich in meinem Lügennetz, weine und gestehe alles. Von nun an bin ich geächtet. Ich bin nicht nur unzuverlässig und eine Lügnerin und Betrügerin, sondern auch ein Kind mit einer unanständigen Phantasie. Noch wochenlang muss ich jeden Morgen meinem Lehrer mit gesenktem Kopf versichern, wie sehr mir das alles leid tut.

K.K.

Ein Besuch im Ruhr-Zoo

Der Zoobesuch ist fast wie der Besuch bei Verwandten. Wir werden herausgeputzt und in den Sonntagsstaat gesteckt: kurze Hosen, weisse Strümpfe, unbequeme Jacken. Dann der lange Weg zur Bahn, die Fahrt hinaus, das Abzählen der Haltestellen, das ordentliche Gehen auf den Wegen. Murren hilft wenig, denn die Dauerkarte muss sich schliesslich auszahlen. «Kinderwünsche mit Zucker bestreut» bekommt man zur Antwort auf eigene Programmwünsche.

Ich schaue in die Käfige, wo die Tiere ruhelos umherlaufen, auf die eisernen Gitterstäbe, die sie von unserer Welt trennen. Die Augen der Raubtiere sind leer und sehnsüchtig, sie machen mir Angst und fesseln mich doch irgendwie. Ihre Unrast und Suche



Vor dem Löwenkäfig

drücken aus, was ich nicht sagen kann. Für die träge, zähe Zeitlosigkeit, das gedrückte Lebensgefühl solcher Tage, hat der Lyriker Rainer Maria Rilke Worte gefunden, die ich anstelle der zerstörten eigenen Sprache ausborge:

Lange Nachmittage der Kindheit..., immer noch nicht
Leben; immer noch Wachstum,
das in den Knien zieht –, wehrlose Wartezeit.
Und zwischen dem, was man sein wird, vielleicht,
und diesem randlosen Dasein – : Tode, unzählige.

Dieses ereignisarme Verrinnen des Lebens heftet sich an die endlosen sonn- und feiertäglichen Prozessionen der Kindheit. Hinter Eltern und Grosseltern trottete ich auf den geharkten Wegen des Zoos, an den Ententeichen des Stadtgartens vorbei, gelangweilt den Weg zur Kirche, zum Sonntagsbesuch bei den

Verwandten oder nach Schloss Berge, später dann, mit dem gebrauchten Opel Kapitän, die Fahrt zu den Spaziergängen im Dorstener Wald. Bei diesen endlosen Märschen fühlte ich mich wie ein junger Hund, der angeleint auf die Strasse geführt wird, nur, dass ich nicht durfte, was junge Hunde immer tun: kebbeln, toben und raufen, spielen und herumstreunen.

H.B.

Wochenende

Glühender Neid verfolgt mich bis in den Schlaf, wenn Freundin Ilse und andere Mitschülerinnen vom Wochenende erzählen: Am Samstag werden Eimer, Harke und Spaten auf den Bollerwagen geladen und die gesamte Familie besucht «unser Oma in Hüllen», denn die Oma hat da «Land». «Hillen», 20 Minuten mit der Strassenbahn, das ist für mich die schöne weite Welt, das unvorstellbare Paradies. Da ziehen sie alle ab mit Hund und Giesskanne und schwärmen schon im Voraus von Karnickelbraten und Apfelkuchen, von «Rolladen» mit Kappes und Schmorkohl!

Bei uns zu Hause: nichts dergleichen! Kein Sonntagsbraten, kein Sonntagsvergnügen! Mangels «Knete» weder Freibad noch Zoo; ich erinnere mich an kein einziges «Freizeit-Unternehmen» mit meinen Eltern. Sonntags wird ausgeschlafen! Das Wochenende: quälend einsame, schaurig langweilige Spaziergänge, immer allein, «um den Block», alle Freundinnen sind «bei Omma». Nirgends, nicht einmal bei der Freundin im Schrebergarten, ist ein zusätzlicher Esser willkommen. Ich gehöre eben nicht dazu! Da hilft keine Neugier und keine Suche nach Überraschungen:

Wenn ich allein bin, verlieren die alten Häuser in unserem Viertel für mich jeden Zauber, Stadt und Strassen werden grau.

Auf meinen Wanderungen helfe ich mir immer wieder damit, dass ich mich von einem schwachen, fast unbewussten Vorgefühl von etwas Wunderbarem begleiten lasse. Ein kleines, niedriges Pförtchen in der Mauer werde ich finden, und dahinter wird ein verzauberter, verschlossener Garten liegen, den vor mir noch nie jemand betreten hat!

K.K.

Herumlungern

Wenn wir lange genug auf der Bahnhofstrasse herumgelungert hatten, gingen wir gerne zur «Wulle» rein, um Bleistifte zu klauen, die keiner von uns brauchte, oder wir marschierten in «die WEKA», erst in die Schallplattenabteilung, wo wir die Verkäuferinnen ärgerten, fuhren dann mit der Rolltreppe oder dem vom Kriegsinvaliden bedienten Aufzug in die Lebensmittelabteilung, in der es auch eine Art Restaurant mit Ausschank gab. Das Bier – Dortmunder Stiftspils – kostete dreissig Pfennig, der einfache Korn zwanzig. Da bauten wir uns dann grosskotzig auf, knallten, wenn's hoch kam, eine Mark in «Tacken» auf den Tresen und bestellten Bier und Korn. Die Alkoholfahne bekämpften wir mir Pfefferminzbruch. Schärfer noch gings in der «Kaufhalle» zu. Da sassen im Schnellrestaurant oft Rentner, Invaliden oder auch Penner vor einer Terrine Linsenoder Erbseneintopf mit einer riesigen Brühwurst drin (Tagessuppe mit Einlage). Wir tranken uns mit einem grossen Pils Mut an: einer lenkte den schäbigsten Esser mit frechen Bemerkungen und Gebärden ab, während die anderen ihm den «Polizeifinger» aus der Suppe fischten

und alle mit dieser Trophäe in wilder Flucht zum Ausgang stürmten. Geschnappt wurden wir nie.

Mit vierzehn war es üblich, Bier zu trinken, zuweilen auch einen Klaren als «Verbinder» zwischen den Bieren; angeblich förderte das die Bekömmlichkeit des kalten Getränks. Unser Stammlokal war das «Pik As» auf der Bahnhofstrasse, eine verräucherte, riesige Halle, eigentlich immer voll und sehr laut. An der Decke rührten zwei oder drei Ventilatoren langsam den dicken Dunst aus Bier und Qualm. In der Nähe des Tresens war ein kleinerer Raum abgetrennt. Hier war unser Reich, hier standen die Kicker-Automaten. Auch beim Spielen gab es eine Hierarchie. Wir durften nicht an den besonders guten und schnellen Automaten mit den härtesten Bällen spielen. Sie waren reserviert für die Profis, die an ihnen ihre Zeit totschlügen, indem sie zu zweit oder zu viert um Heiermänner spielten. Da hätten wir eh' nicht mithalten können, hatten wir doch grade mal ein paar Groschen für den Automaten (20 Pfennige kostete das Spiel zu 12 Bällen) und vielleicht ein oder zwei Glas Bier, an denen wir uns den ganzen Nachmittag festhielten. Der Geschäftsführer mochte uns leiden. Zuweilen schenkte er uns ein paar «Tacken», damit wir weiterspielen konnten und nicht nur herumhingen. Chef im Kickerzimmer war der «Mulatte», vor dem auch die Profis einen riesigen Respekt hatten. Wenn er spielte, gewann er immer. Ich weiss nicht, ob er wirklich so gut war oder ob das einfach zu den festen Regeln gehörte.

Als Jugendliche – d.h. wir waren so um die vierzehn Jahre alt oder schon ein wenig «reifer» – gingen wir am Sonntagnachmittag im dunkelblauen (Konfirmations-)Anzug und weissem Nyltest-Hemd mit Fertigbinder und in die Stirn gekämmten Haaren ins «Deutsche Eck» an der Ringstrasse. Dort spielte eine Band Beatmusik. Wir verstanden die Liedertexte nicht; wer konnte schon

eine Fremdsprache? Allerdings erkannten wir jeden Song schon nach den ersten zwei Takten und bestätigten uns dann fach- und weltmännisch unser Wissen. Ein Herrngedeck zu bestellen, war Pflicht. Es bestand aus einer kleinen Flasche Pils und einem Korn, und die zweifuffzig dafür waren für einen Schüler viel Geld. Dennoch blieb der Sonntag lange der unangenehmste Tag in der Woche. Die evangelischen Jungen mussten vormittags den Gottesdienst besuchen, was von den Pfarrern mit einem kleinen Stempel in einem Büchlein testiert wurde. Wir kannten viele Tricks, um uns diesen lästigen religiösen Pflichten zu entziehen. Es gelang uns immer wieder, die eineinhalb oder zwei Stunden, die der Gottesdienst dauerte, auf andere Weise zu verbringen, ohne dass die Eltern etwas davon merkten. Allerdings passierte es hin und wieder, dass wir von einem Vater auf seinem Weg zum sonntäglichen Frühschoppen auf der Strasse erwischt wurden. Dann setzte es Hiebe und es gab Stubenarrest. Vor allem vor hohen kirchlichen Feiertagen kam es häufiger zu Zwangsvorfürungen. Wir Kinder, die Jungens mit tags zuvor im Salon «Schauka» frisch rasiertem Schädel (kurze Fasson zu einsuffzig), wurden in unserem besten Sonntagsstaat von den Eltern in die Kirche geschickt. Sie selbst gingen nicht mit rein. Die einzigen Erwachsenen in den kalten Kirchen waren alte Frauen und Männer, die manchmal ihren Tabaksaft («Fischers Stift», der meistgekaute) durch die Zähne auf den Boden spuckten. Die Konfirmation war für uns eine lästige Pflicht, die wir nur auf uns nahmen, um uns dafür reichlich beschenken zu lassen. Ausserdem durften wir an diesem Tag im Beisein der Eltern Dinge tun, die unter ihren strengen Augen sonst allenfalls Sylvester erlaubt waren.

Wer schon «Jugendlicher» war, d.h. wer auch sonntags lange

Hosen tragen durfte und eine «Perle» hatte, ging nachmittags gern in die Milchbar «Capri», um dort Eis zu essen oder ein «Caprif Feuer» zu trinken und die schon etwas Älteren zu beobachten. Hier trafen wir auch die besseren Töchter an, die auf dem Ricarda-Huch-Gymnasium auf ein Leben an der Seite eines Akademikers vorbereitet wurden und die von uns «Seegern» eigentlich gar nichts wissen wollten. Sie trugen meist lange Pferdeschwänze, Petticoats und flache Schuhe, während die Mädels, die wir näher kannten, eher zur wasserstoffblondierten, toupierten Hochfrisur neigten und bereits enge Röcke und spitze Pumps mit Pfennigabsätzen trugen. Vielleicht gehörte diese Aufmachung zur Friseurin, denn ich kannte kaum ein Mädchen, das nicht Friseurin war.

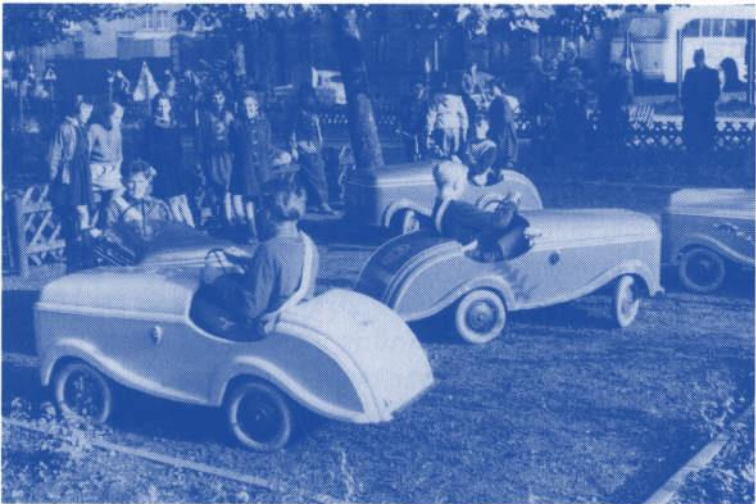
Wochentags trafen wir uns für gewöhnlich nach der Schule vor der Jugendbücherei. Wer schon in die Lehre ging, kam erst später hinzu. Da standen wir dann herum und warteten auf irgendetwas, rauchten, spielten mit unseren Messern, die wir ständig bei uns trugen und spuckten auf den Boden, der bald einen glitschigen Überzug erhielt, bis uns die Bibliothekarinnen oder der Hausmeister vertrieben. Wenn es regnete, trafen wir uns bei einem Kumpel, dessen Eltern noch arbeiteten, hörten Musik und spielten Karten: Skat und «Klammern». Skat hatte mir mein Grossvater ein wenig beigebracht. Den letzten Schliff erhielt ich durch das Privileg, meinem vielleicht zwei Jahre älteren Freund und seinem Vater zuschauen zu dürfen, wenn sie in der Küche ihrer winzigen Wohnung Pfennigskat spielten oder «klammernten». Der Vater war klein, blass, drahtig und streng, hatte eine «lockere Hand», die seine beiden Kinder oft zu spüren bekamen. Man rauchte beim Spielen selbstgedrehte Zigaretten aus «Batavia»-Tabak («Ein Mann, ein Wort: Batavia!») oder «Overstolz» und «Juno» («Aus gutem Grund ist Juno rund,»); Filterzigaretten

waren etwas für Frauen. In dieser merkwürdigen Männergesellschaft erfuhr ich auch zum ersten Mal, was die Gastarbeiter, die «Itaker» oder «Ittas» – die paar Türken, die es schon gab, pflegten wir in lauen Sommernächten mit den billigen Nutten auf dem Wildenbruchplatz heimlich zu beobachten – von den blonden, dicken deutschen Hausfrauen und ihren Töchtern wollten: «Tricco, tracco Italiano auf Matrazze in Monaco ...»

B.D.

Verschwiegenes

In der Vorweihnachtszeit komme ich an einem Samstag früher aus der Schule nach Hause. Es ist den ganzen Tag nicht richtig hell geworden. Ich mache leise die Türe auf; es könnte ja sein, dass die kleine Schwester schläft. Da sehe ich meine Mutter auf



Verkehrserziehungsgarten

einem Stuhl vor dem Tisch sitzen und weinen. Ganz zusammengesunken sitzt sie da, den Kopf hat sie auf den Armen auf der Tischplatte liegen und die Haare hängen ihr armselig ausgefranst um den Kopf; sie sieht entsetzlich traurig und mutlos aus. Ich stehe in der halbgeöffneten Tür und bin vor Schreck wie gelähmt. Ich lasse die Tür angelehnt und gehe ganz leise die Treppe wieder nach unten und warte eine Weile still auf dem Etagenabsatz. Dann stürme ich mit Getrappel und Gepolter die Treppe wieder hoch und rufe durch die angelehnte Korridor tür: «Nanu! Warum steht denn die Haustür offen?»

Draussen lasse ich mit Absicht den Tornister fallen und mache mir viel damit zu schaffen, die Bücher, Hefte und Stifte wieder aufzuklauben, damit meine Mutter Zeit hat, sich wieder herzurichten. Ich schäme mich, dass ich gesehen habe, wie verzagt sie ist, und dass sie weint.

K.K.

Die Welt der Männer

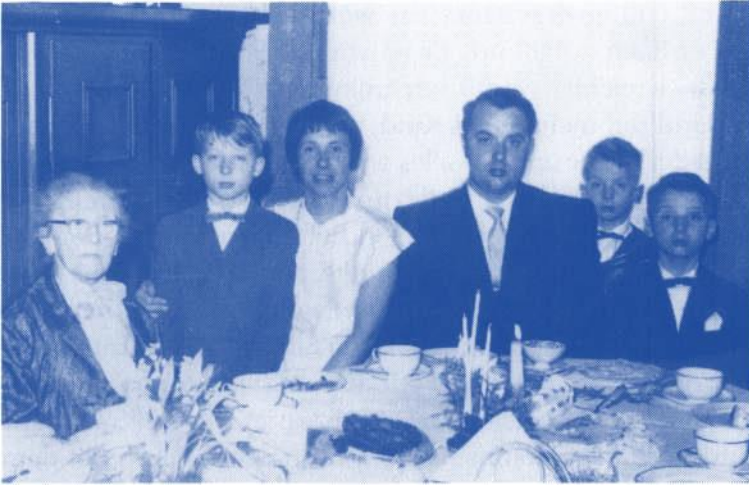
Nach der Schicht

Nach der Schicht gehen die Familienväter erst einmal «einen schickern», bevor sie sich zu Hause einfinden; dann sehe ich sie Arm in Arm nach Hause kommen, schräg und schon ein bisschen torkeilig. Sie halten sich aneinander fest und singen dabei lauthals bekannte Schlager. Wenn sie den Hauseingang erreicht haben, bleiben sie erst einmal stehen und führen noch lange Reden über Dinge, von denen ich nichts verstehe. «Der Steiger!» «Die Gewerkschaft!» Sie sind gut gelaunt und schlagen sich gegenseitig auf die Schultern. Sie verabschieden sich mehrmals und schütteln sich dabei immer wieder die Hände. Man hört ihr grölendes Gelächter, bis einer sich endlich trollt und man den Nachbarn mit seinem Schlüssel im Haustürschluss herumstochern hört.

K.K.

Familienfeiern

Bei allen unseren Familienfeiern begannen die Männer nach ein paar Stunden sachlich und nüchtern vom Krieg zu reden. Sie nannten Städtenamen: Schmolensk, Minsk. Sie fragten: Wo warst du Mitte Juli '41? Oder sie versuchten sich an die Gliederung der Heeresgruppe Mitte zu erinnern. Es wurden nachträglich keine Schlachten gewonnen, nur Daten und Orte ins Gedächtnis gerufen, und sie freuten sich, wenn sie feststellten, dass sie in irgendeinem Monat irgendeines Kriegsjahres nur zweihundert Kilome-



Familienfest

ter voneinander entfernt gelegen hatten. Gelegen und gefallen waren so harmlose Wörter.

In einer Sylvesternacht schoss unser Gastgeber vom Balkon aus Raketen gegen den Iwan. Das war allen ausser ihm, der die Raketen zündete und schrie «Jetzt machen wir dem Iwan Feuer untern Arsch!» peinlich. Nicht so peinlich, dass sie ihm sagten, er solle aufhören herumzubrüllen. Alle lächelten höflich und warteten ab: Gleich hat er ja sowieso keine Raketen mehr.

Das Abrufen von Daten und Orten war wie ein Zwang. Daran hielten sie bis Anfang der siebziger Jahre fest. Dann gab es dieses Abrufen plötzlich nicht mehr.

M.K.

Der verdrängte Krieg

An den Krieg will eigentlich überhaupt keiner mehr denken. Der Krieg, der hat irgendwann einmal angefangen; niemand will

noch wissen, aus welchen Gründen, und jetzt hat er eben aufgehört. Er ist vorbei. So ist das Leben; da ist doch nichts, womit wir uns noch belasten müssen.

«Und dir, mein liebes Kind, wenn Du mal erst gross bist, wird der Hitler und das alles erst recht egal sein!» sagt meine Oma. «Für uns heisst es jetzt nämlich: Wir sind mit einem blauen Auge davongekommen, wir können wieder an das Leben denken. Das Leben fängt überhaupt jetzt erst richtig an! Wir fangen eben ganz von vorne an!» «Ha, ha!» sagt mein Opa regelmässig bei solchen Glaubensbekenntnissen, «hört Euch bloss meine Frau an, ist die verrückt? Neuanfangen? Zum wievieltenmal? Ich habe jetzt keine Kraft mehr und ich bin einfach nicht mehr mutig genug, um mit dem neuen Leben anzufangen! Übrigens wird ja doch immer wieder der gleiche Mist daraus!» Gebannt verfolge ich solche Gespräche über das Leben; und wenn ich auch vieles nicht verstehe, so lerne ich doch: wenn etwas vorbei ist, wollen wir nicht mehr daran denken. Schmerzliche Erinnerungen werden vermieden, Unangenehmes kann man vertuschen, und wenn man fest daran glaubt, ist es nicht mehr vorhanden. Die Zweifel aber, ob diese Art des Lebens die richtige ist, liessen sich nicht verscheuchen. Sind die Erwachsenen nicht ehrlich? Oder haben sie nur ein dickeres Fell? Spürbar blieb die ständig bohrende, nagende, fragende Unsicherheit im Inneren: war wirklich alles gut und schön, damals in der Heimat? Ist es womöglich unsere Schuld, dass heute alles so ist wie es ist? Geschieht uns unser Elend vielleicht zu Recht?

K.K.

Über-die-Stränge-schlagen

Es war im Frühsommer, wohl an einem Samstagabend. Mein Vater sass bei einem Nachbarn mit zwei oder drei anderen Män-

nern aus dem Haus auf «Balkonien». Die Männer tranken Bier und «Schnäpsken», erst aus der grossen Flasche, dann aus Flachmännern, vielleicht auch einen Cognac zwischendurch; das war was Feineres. Sie betranken sich und quatschten gestikulierend über dies und das, selbstverständlich auch über «die Frauen», rissen immer zotiger werdende Witze, die wir noch nicht recht verstanden, obwohl wir ahnten, dass es dabei um ganz wichtige Sachen ging. Sonst war Sex tabu. Umso gieriger lauschten wir den Worten der erfahrenen Schwerenöter. Der Suff machte sie grossspurig und grosszügig. Kein Gesicht erschien plötzlich im Fenster und brüllte uns an: «Sofort raufkommen!»

Stattdessen wurden wir zum Bierholen ans Büdchen auf der Ecke geschickt; Flachmänner mussten wir ebenfalls mitbringen. Vom Wechselgeld zweigten wir soviel ab, dass wir uns selbst versorgen konnten. Den Verschluss der Halbliter-Bügelflaschen schlugen wir wie richtige Männer mit dem nach innen geknickten Mittelfinger auf.

Den strammen Trinkern auf den Baikonen war der Überblick verlorengegangen über das, was um sie herum geschah. Wir sasssen bei einem, der sturmfreie Bude hatte, tranken Bier, nippten am geklauten Flachmann, rauchten «Lloyd Nr. 5» oder eine «Golddollar» und fühlten uns frei, wild und mutig. Die Männer sasssen noch immer auf dem Balkon und hatten mittlerweile genug mit sich selber zu schaffen.

B.D.

Welt ohne Frauen

Über meinen Grossvater wurde viel gesprochen. Manchmal soll er nachts nicht nach Hause gekommen, tagelang weggewe-

sen sein, niemand wusste wo. Wenn er zurück in die Wohnung kam, gab er keine Auskunft, schwieg beharrlich, tagelang. Er war Frühinvalid, Bahnschaffner, gewohnt mit Fremden umzugehen, mürrisch zwar, aber mit Autorität. Als Flüchtling aus Ostpreussen war er nicht gut auf «den Russen» und «die Polacken» zu sprechen. Wenn niemand in der Nähe war, liess er die Kinder schon einmal am «Bärenfang», seinem mit Honig versetzten Lieblingschnaps nippen, steckte mir 50 Pfennig zu, zog ein Tütchen mit einer Rolle Schokoladenbonbons und Salinos aus der Tasche. Er sprach nicht viel und was er sagte, fand mein Vater immer dummes Zeug. Aber er bedrängte mich nicht und vor allem, er nahm mich manchmal mit in seine Welt. An die Büdchen, an denen Renter standen und aus kleinen Fläschchen Schnaps tranken, in Kneipen, in denen Männer Karten spielten und Geld in Spielautomaten warfen, wo sie über Lotto und Fussball diskutierten, an die Schaschlikbude, wo es Bratwurst oder Schaschlik in der Schale gab und die ersten Pommes frites. Am häufigsten aber in die Kneipen, wo ich Malzbier bekam, und zusehen konnte, was Männer unter sich machen. Ausser vor seiner Frau hatte er vor niemandem Angst. Er scheute keine Auseinandersetzung mit jüngeren Männern, nicht im Spass beim Armdrücken, nicht im Ernst, wenn es «auf Strasse» kurz vor einer Schlägerei stand. Wurde es brenzlig, schaute ich zu ihm hoch. «Na wart' man ab, mein Jungchen», sagte er dann, «dem werd' ich mal was zeigen!» Ich habe ihn nie in eine Prügelei verwickelt gesehen, und ich weiss bis heute nicht, was er den anderen gezeigt hat, damit sie wussten, dass er der Stärkere ist.

H.B.

Geschäfte

Klüngel

Fast jeden Tag nach der Schule inspizieren die Jungen die Trümmergrundstücke und Abfallhalden, um zu sammeln, was noch verwertbar ist. Eigentlich ist das streng verboten; aber was sie an Metall oder Holz finden, verstauen sie in den Taschen oder im Tornister und schleppen es zum «Klüngelskerl». Der gibt 5 Pfennig oder auch «einen Tacken»; wenn er «ein mieser Kunde» oder ganz einfach unbeliebt ist, weil er zu knickerig feilscht, werden die Kugeln aus gesammeltem Silberpapier oder aufgewickelte Bindfädenknäuel mit Steinen «aufgewertet». Grosszügige Aufkäufer werden «ährlich» beliefert.

Die Groschen werden gespart, bis es fürs Kino reicht. Für 30 Pfennig kann man neuerdings die länglichen Heftchen kaufen, in denen «Akim» oder «Sigurd» auf jeweils drei Bildchen nebeneinander immer neue Abenteuer bestehen; leider sind die Bilder geschichten in höchstens fünf Minuten ausgelesen und wir gieren nach der nächsten Folge!

K.K.

Schalke 04

Der FC Schalke 04 war das grösste für mich. Mit meinem Grossvater ging ich zu den Spielen der 1. Liga West in die Glück-auf-Kampfbahn. Er war ein Experte, eine Autorität (wie eigentlich die meisten Männer), denn er kannte alle Spieler genau, ihre Stärken und Schwächen, verglich sie mit den Vorkriegs-Matadoren, diskutierte und bekrittelt die Aufstellungen und duldete

keinen Widerspruch. Meine Helden hiessen Willi Koslowski, Manni Kreutz, Manni Orzessek, Karl Borutta, Jagielski, Soya, die Gebrüder Laszig, Klodt, Karnhoff, Sadlowski, Brocker, Jupp Broden – ich kriege sie nicht mehr alle zusammen. Ach ja, einer fällt mir noch ein: Günter Siebert. Er spielte auch in der Mannschaft, die 1958 Deutscher Fussballmeister wurde und eine ganze Stadt fast ins Delirium versetzte. Hunderttausende feierten damals Karneval auf den Strassen und ich war mitten unter ihnen, hatte auch blau-weiße Fähnchen ins Fenster gehängt.

Wir sammelten Fussballbilder, die es in einer Wundertüte für zehn Pfennige an jedem Bündchen zu kaufen gab und mit denen wir unsere Lieblingsmannschaften zusammenstellten. Für einen Koslowski oder Kreutz konnte man mindestens einen kompletten 1. FC Köln oder Hamburger SV tauschen.

Mit einem kleinen Gummiball oder einem alten Tennisball (das übliche Geschenk der Tennisspielenden an den Balljungen) kickten wir auf kleine, drei Fuss breite Tore. Den einen Pfosten bildete der Bordstein, den anderen ein Ziegelbruch, von dem ja noch viel herumlag oder der leicht aus einer auffälligen Mauer zu polken war. «Drei Ecken – ein Elfer»: das war für den geübten Schützen eine sichere Sache, denn wer im Tor stand, durfte den Ball nicht mit den Händen halten. Es fanden grosse Spiele, regelrechte Wettkämpfe zweier Mannschaften benachbarter Strassen auf dem in der Nähe gelegenen Aschenplatz statt. Der eine oder andere besass sogar Fussballschuhe, meist noch mit unter die Sohlen genagelten Gummistollen; die langen Schuhbänder wurden um den ganzen Schuh herum, über Spann und Sohle, gebunden. Wertvollster Besitz war ein richtiger Lederball mit innerer Gum-

miblase. Wer ihn besass, konnte allein bestimmen, wer mitspielen durfte und wer nicht.

Mein erstes «grosses» Spiel trat ich mit meinen gerade erst gekauften Fussballschuhen (Marke «Liga») an. Ich durfte rechter Verteidiger spielen und fühlte mich auf dem Aschenplatz wie auf dem Rasen der Glückauf-Kampfbahn. Leider schoss ich gleich zu Anfang ein Eigentor: Der Ball prallte von meinem Fuss als Bogenlampe über unseren verdutzten Torhüter hinweg ins Tor. Jeder Protest, er sei zu hoch gewesen und der Treffer gelte nicht – wir hatten ja keine Tore mit hohen Pfosten und einer Querlatte, sondern nur aufeinandergestapelte Ziegelsteine – wurde vom Gegner hämisch niedergebügelt. Ich wurde aus der Mannschaft geworfen. Meinen Platz nahm ein Junge ein, der jünger und kleiner war als ich und noch nicht einmal richtige Fussballschuhe besass. Er spielte in den abgelegten Grubenschuhen (mit Stahlkappe!) seines älteren Bruders. Für mich ging eine Welt unter. Heulend rannte ich nach Hause, den Spott und die Verwünschungen meiner Mitspieler in den Ohren. An der Wohnungstüre empfing mich mein Vater. Kein Wort des Trostes, dafür raunzte er mich an, kaum dass ich meine Geschichte zwischen Tränenfluss und Rotznase hatte herauspressen können. Ich hatte versagt. Vielleicht fürchtete er auch, dass sich die Investition von ein Paar Fussballschuhen, die ich von meinen Eltern hatte erbetteln müssen, nicht gelohnt hätte: «Das schöne Geld!»

B.D.

Mutprobe

Fast alle Nachbarskinder klauen bei Röper oder bei Bäcker Eckstein, es ist eigentlich eine Mutprobe. Ich habe dagegen eine grosse Sperre; das und manches andere «tut man nicht», wir sind

doch keine Proleten! Aber einmal liegen bei Röper auf der Theke in Augenhöhe Mohrenköpfe. Als Ilses Schwester mal eben nicht hinschaut, greife ich rasch einen Negerkuss und stopfe ihn mir eilig in die Manteltasche – ruckzuck! Hinter den Karnickelställen setze ich mich auf ein Mäuerchen, angle den zermatschten Negerkuss aus meiner Manteltasche und lutsche meine Finger ab, schön einen nach dem anderen. Es tut mir überhaupt nicht leid. Dann schaufele ich mit der anderen Hand feinen Sand aus dem Taubenstall in meine Tasche und scheuere und schmirgele so lange, bis sie nicht mehr klebt.

K.K.

Abgaben

Ich drücke mir, wenn ich in die Stadt komme, immer die Nase platt am Waffengeschäft May. Eine Pistole, ein Fahrtenmesser oder gar ein Klappmesser zu besitzen, würde einen Helden aus mir machen. Besonders eine graue Luftpistole der Marke «Diana» sticht mir ins Auge. Mit ihr könnte ich zwischen Bunkern und Schrebergärten, zwischen Glasscherben und Stacheldraht König sein, so stark wie Zorro, Tarzan, Akim oder Sigurd, denn stark muss man sein oder einen starken Freund haben, dann kann man alles kriegen. Wenigstens so stark wie Peter will ich werden, der im Haus über uns wohnt und immer alles kriegt, was er will. Wenn ich mit ihm über die Strasse gehe und er sieht, dass jemand etwas Neues hat, muss der es ihm abgeben. Peter weiss nämlich, ob die anderen was geklaut haben oder ob sie zusammen im Gebüsch gewesen sind und die Hosen heruntergelassen haben. Und damit er es nicht weitersagt, geben ihm die anderen, was sie an Schätzen haben, einen«Tacken», eine Kartoffel-

felflitsche, Zwillingen, Blasrohre, Holzröhrchen von Tragetaschen, Knicker, eine Matte Knaller vom letzten Silvester und Fussballbilder. Ich bin froh, dass Peter nichts von mir weiss, und dass ich die Pistole nicht habe.

H.B.

Kitscher Tasche

Die schmale Park- und Spielstrasse vor dem Haus ist unsere Spielhölle bis vier Uhr nachmittags, bis die ersten angestellten Väter und ihre Nachkriegsautomobile von den Büros heimkehren, um sich Mutters Grünkohl, Wirsingdurcheinander oder Rotkohl mit Pürree aufzutischen zu lassen.

Die Sonne scheint. Vom benachbarten Wildenbruchplatz dringt noch der Duft von Elefantenkötteln zu uns auf die Strasse. Der Zirkus war hier – wie immer zu dieser Jahreszeit.

Ich besuche das erste Schuljahr und bewältige den Weg schon allein. Heute bin ich über die Reste des Zirkus' marschiert. Drei Reihen der Buchstabenkombination K-O-H-L hatte ich schon vor dem Mittagessen, «Himmel und Erde mit Blutwurst», in die Schiefertafel gekratzt.

Ich stehe neugierig auf dem kleinen Ascheüberweg zwischen kleinen Büschen und beobachte die etwas grösseren Jungs beim Spiel mit den kleinen runden Knickeln. «Kitscher-Tasche» nennt sich das Geschäft, bei dem es einige Nachbarjungs zu einem Vermögen gebracht haben, einem Knickel-Vermögen. In der Mitte des Weges wird ein kleiner Krater in die Asche gebuddelt, in dem die Knickel landen müssen. Mit gekrümmtem Zeigefinger werden die Dinger in Bewegung gebracht, eine Mischung aus Golf



Jungenbande

und Billard – aber auf nackten Knien. Alle Jungs – was die Mädchen machen, weiss ich nicht, interessiert mich auch nicht – haben aufgeschürfte Knie. Der Reiz des Gewinnens ist grösser als die Angst vor Jod und Schelte.

Rüdiger ist Meister, Reiner wird nie einer werden. Sein gesamtes Taschengeld für eine Woche, zwei Mark, geht über in Rüdigers Gewinn-Säckchen – allerdings in Form von Knickeln. Knickel – das ist die Strassenwährung. Es wird noch ein paar Monate dauern – längst wird es Herbst sein, dann werde auch ich vom Knickel-Fieber gepackt. Jetzt stehe ich störend drumherum und beobachte einige flinke Betrügereien. Wenn ein Kügelchen ein anderes berührt, also kitscht, geht es in den Besitz des Kitschers über. Jeder hat seine Farbe. Nur manchmal sind die Hände so flink Wer darüber hinaus seine Farbe als letzter ins Loch schubst, erhält den Inhalt des kleinen Kraters, also alle übrigen Knickel. Ich stehe und beobachte aus für mein Alter beachtlicher Höhe das Hin- und Hergekitsche. Ich mag meine Knie nicht aufscheuern.

Ich mag auch keine kurzen Stoffhosen. Ich höre Schmidtchen rufen. Schmidtchen von nebenan trägt auch graue kurze Stoffhosen, aber es macht ihm nichts aus. Er ist der Glaskugelkönig. «Die Bude ist auf!» ruft er wie ein Marktschreier. An die Hauswand stellt er drei Schuhkartons mit der Öffnung nach unten. In die Schuhkartons hat er kleine Eingänge geschnitten. Über den Öffnungen sind Zahlen sichtbar: 2, 4 und 10.

Unser Bürgersteig ist zur Strasse hin leicht abschüssig. Von der Wand zum Bordstein muss ich vier Schritte machen. Schmidtchens Rufe sind nicht umsonst. Schon kommen die ersten Interessierten. Auf der Strasse sind nur Kinder. Man sieht nur Mütter und Einkaufstaschen. Die Männer arbeiten – irgendwo.

Heute bietet Schmidtchen nur etwas für Glaskugeln, die viel teurer und auch grösser sind, etwas grösser als Mottenkugeln, die mich als Säugling schon faszinierten. Sie rollen weg, man krabbelt hinterher, bis man sie fest in der Hand hält, um sie dann in den Mund zu stecken und manchmal auch herunterzuschlucken. Jetzt weiss ich, dass nicht alle runden Dinger zum Lutschen da sind. Erst recht nicht diese Glaskugeln. In Märchen aus «1001 Nacht» habe ich mir riesige Schatztruhen – voll mit diesen Glaskugeln – vorgestellt.

Zwei davon, in deren Innerem es nur blau, andere haben mehrere Farben, schimmert, hatte ich an einem guten Tag von Schmidtchen geschenkt bekommen. Sie befinden sich im Zuckerdosensafe auf dem Küchenschrank. «Damit dein kleiner Bruder sie nicht mit Bonbons verwechselt und womöglich schluckt und erstickt», sagt meine Mutter.

Schmidtchen kniet neben seinen Schuhkartons und kassiert ab. Unten am Bordstein knien die Investoren. Schafft man es, seine Glaskugel ins Kartonhaus zu rollen, erhält man zwei Kugeln zurück, hat also eine gewonnen. Trifft man in die Öffnung «4», erhält man vier. Das ist jedoch schon schwierig. Die meisten kleinen Spieler – alle etwas älter, also grösser als ich – versuchen sich an dem Loch mit der Nummer «10». Eine halbe Stunde dauert das Treiben, dann ruft Schmidtchens Mutter aus Leibeskräften ihren Sohn. Schluss damit! Niemand hat es auch nur einmal geschafft, eine Kugel in die «10» zu rollen. Monate später werde ich wissen warum. Schmidtchens Loch im Karton mit der «10» ist so klein ausgeschnitten, dass jede Glaskugel daran abprallt. «Nicht mal mein Hamster kommt da rein», wird er mir stolz erklären.

R.D.

Freunde und Feinde

Spiele

In den Schulferien fahren wir mit den Fahrrädern häufig nach Ückendorf raus, wo es noch echte Trümmergrundstücke gibt. Die Klettergerüste auf dem Möntingplatz sind langweilig, in den Höhlen, die sich die Grossen auf dem Grundstück an der Breslauer Strasse bei Schwarzkopf gegenüber gegraben und eingerichtet haben, dürfen wir nicht spielen, höchstens mal beim Feuermachen zugucken. Ausserdem habe ich Angst vor der Bande von Wolle Wenner, die hier ihr Revier hat. Einer aus Wolle Wenners Bande hat meinen kleinen Bruder auf der Strasse verprügelt; der hat sich aber so lange an ihm festgehalten, bis mein älterer Bruder und ich zur Stelle waren, und dann haben wir den aus Wolle Wenners Bande festgehalten und der Kleine durfte ihn



Ballspiele

wieder verprügeln, so lange, bis irgendein Fenster aufging und jemand zu schreien anfing. Einmal hat mich die Bande von Wolle Wenner erwischt, als ich zu weit aus dem Viertel heraus war. Sie waren zehn oder zwölf und stellten sich um mich herum. Erst wollten sie mich alle zusammen verprügeln, aber Wolle Wenner wollte dann lieber doch allein gegen mich boxen, von festhalten und verprügeln halte er nichts, sagte er. Er fing an zu boxen und er konnte gut boxen, denn er war im Verein, ich traf ihn nie, weil ich die Augen zumachte, aber er traf mich fast immer. Als er einmal nah genug war, packte ich ihn, hob ihn aus, warf ihn auf die Schultern und ritt mit meinen Knien auf seinen Muckis, dass er vor Schmerz heulte. Die Bande war starr vor Entsetzen und ich konnte gerade noch weglaufen; Wolle Wenner und seine Bande wollten von da ab nie mehr «ährlich» gegen uns kämpfen und so fahren wir lieber nach Ückendorf als im Viertel zu spielen, wo immer welche von seiner Bande auftauchen konnten. Auf einem Hügel steht eine Ruine, in der wir uns immer aufhalten, um Feuer zu machen und Zigaretten zu rauchen. Mit scharfem Lakritz übertünchen wir den Geruch des Tabaks und sammeln Kamille gegen den Brandgestank, und für Tee nehmen wir immer ganze Sträusse mit nach Hause. Gegenüber lagern immer Zigeuner in einer baufälligen Hütte und wenn sie näher herankommen, hauen wir gleich ab. An der Emscher und der Köttelflitsche schleichen wir unter Brücken durch, oder klettern über Rohrleitungen mit Eisendornen und Stacheldraht. Wer bei solchen Mutproben mitmacht, hat auch keine Angst mehr und kann jedes Abenteuer bestehen: Riesige Ratten gesehen, mit Kanonenschlag eine Mauer gesprengt, alte Munition gefunden. Im Sommer springen die Älteren von der Brücke in den Rhein-Herne-Kanal, manche tauchen unter den Lastkähnen durch, das sind die Allerstärksten, die das



Hula-Hupp

schaffen. Abends schleichen wir über den Hof, hoch auf das Dach bei Schwarzkopf und versuchen in die Zimmer der Wohnungen auf der anderen Seite zu sehen. Manchmal ziehen sie die Vorhänge nicht richtig zu. Wenn einer der Väter aus der Haustür kommt, pressen wir uns ganz flach auf das Dach, die anderen verstecken sich in den mit Brettern abgedeckten Gruben auf dem Hof, atemlos, mucksmäuschenstill. Wir dürfen hier nicht spielen, und das Herz pocht bis zum Hals. Keiner weiss, was passiert, wenn wir erwischt werden. Wahrscheinlich holen sie die Polizei.

H.B.

Der Tiger von Scholven

Kirmes auf dem Wildenbruchplatz: die «Sankt-Moritz-Bahn» und die Raupe, mit Elvis, Buddy Holly, Gene Vincent und Benny

Quick, Halbstarke mit ihren «Perlen» und jede Menge röhrender Kreidlers. Meine Eltern sahen es nicht gern, wenn ich ohne ihre Erlaubnis auf den Platz ging, ich war ja Gymnasiast. Mit meinem Grossvater durfte ich allerdings abends in die Boxbude. Nachmittags drückten wir uns auf der Raupe herum. Es war die einzige Gelegenheit für uns Jungs während einer Fahrt, die selbstverständlich im Stehen absolviert wurde, zum schönsten Mann der Tour gekürt zu werden. Als Preis winkte eine Freikarte. Je später der Tag, desto unüberwindlicher die Konkurrenz der Platzhirsche, die uns Kinder überhaupt nicht beachtetten.

Es wurde viel von ihm gemunkelt, keiner hatte ihn aber bisher gesehen. Bis er gegen Abend plötzlich da war und die Nachricht von seiner Anwesenheit sich rasch auf der Raupe verbreitete: der «Tiger von Scholven», der härteste Rocker von Gelsenkirchen, war gekommen, um den Wildenbruchplatz zu erobern. Seine Kreidler schiebend, drei oder vier «Tillen» im Schlepptau kam er zur Raupe, stellte seine «Florett» (abgesägter Lenker mit Fransen, Dachsschwanz) neben der Holzterappe ab, die zum Kassenhäuschen führte. Eine demonstrative Geste, die mir fast den Atem nahm, denn dies war ein heiliger Ort, an dem nur die Mopederer stehen durften, die auch die besten Plätze auf dem Karussell hatten und die uns kleine Jungs zuweilen wie Maskottchen für eine gewisse Zeit in ihrer Nähe duldeten. Kaum war er die steile Holzterappe zur Plattform des Karussells emporgestakkt und hatte herausfordernd um sich geblickt, trat ihm schon einer aus unserem Revier entgegen. Man tauschte einige Blicke, fuhr noch einmal mit dem Stielkamm durch das von der Frisiercreme glänzende Haar, schob die weit über die Stirn ragende Elvis-Tolle zurecht. «Halt ma' meine Jacke», hörte ich und dann sah ich,

wie der Tiger von Scholven, von einem Fausthieb mitten auf die Nase getroffen, zurücktaumelte und gegen das Geländer der Raupe stolperte. Ein kleiner Kreis hatte sich schon um ihn und seinen Gegner geschlossen. Ich kletterte auf das Geländer, um ja nichts zu verpassen. Überrascht und mit schmerzverzerrtem Gesicht hielt der Tiger sich die übel zugerichtete Nase, aus der Blut quoll. Längst war er verteidigungsunfähig, gebrochen, kraftlos. Noch ein Schlag gegen die Brust, dann einer aufs Auge. Der Tiger ging zu Boden. Triumphierend stand sein Rivale über ihm: «Äi, komm hoch, äi, ich mach' dich alle! Hasse genug?» Da fielen ihm schon seine Kumpels in den Arm: «Der is doch feddich!» Der Tiger rappelte sich auf, eine schmale Gasse bildete sich, durch die er davonwankte, die Treppe hinunter, eine Blutspur hinterlassend. Rasch verschwand er in der Menge, seine Kreidler liess er zurück. Seine weibliche Begleitung vergrösserte den Harem der Sieger. Für mich war die Welt wieder in Ordnung. Er hatte auf diesem Platz und auf unserer Raupe wirklich nichts zu suchen. Vor den Herrschern des Wildenbruchplatzes hatte ich keine Angst, ich kannte und bewunderte sie und ihre Mopeds! Die Kreidler des Tigers stand noch den ganzen Samstag vor der Raupe herum. Keiner beachtete sie mehr. Als ich am Sonntag Morgen über den noch menschenleeren Platz schlenderte, war sie fort. Vom Tiger von Scholven habe ich nie wieder etwas gesehen oder gehört.

B.D.

Kinogeld

Mein Grossvater, früher «selbständiger Kaufmann» – «fürs Gewesene gibt der Jude nichts!» ist einer seiner Lieblingssätze – hat

endlich eine Anstellung gefunden: Im neu eröffneten Ruhr-Zoo sitzt er jetzt Tag für Tag im Kassenhäuschen und verkauft Eintrittskarten. Niemals lässt er mich oder andere aus der Familie umsonst in den Zoo. Er verlässt die Wohnung nur, wenn er zur Strassenbahnhaltestelle geht. Er mag die Nachbarn nicht, auf unserer Strasse fühlt er sich nicht zu Hause. An den Wochenenden wandert er ruhelos durch die beiden Zimmer; vom Stuhl zum Bett, vom Bett zum Tisch, vom Tisch zum Fenster, ohne sich irgendwo hinzusetzen.

Seit er verdient, schickt er manchmal mich und meinen kleinen Bruder, der erst vier ist, sonntags in die Kindervorstellung im «Odeon»-Kino, meine Freundinnen sagen: «Odjon»! Wir sind immer ganz früh da, der Eingang ist noch verschlossen; aber meist hat sich schon eine lange, unordentliche Reihe vor der Doppeltür gebildet. Viele kenne ich von der Schule oder von unserer Strasse. Man bedauert mich, weil ich meinen kleinen Bruder mitschleppen muss. Mädchen drängeln und kreischen, die Jungens pöbeln und puffen; wer sich vordrängeln will, bekommt Tritte gegen die Schienbeine oder wird in den Hintern gekniffen. Mein kleiner Bruder hält sich an meiner Hand fest, er hat Angst mitten zwischen den rangelnden Grossen und greint, wenn er einen Puff abbekommt. Einmal, als wir schon lange stehen und warten, macht er sich in die Hose, so dass ihm alles in die Schuhe läuft. Ich muss ihn nach Hause bringen, der Film läuft diesmal ohne mich ab, und ich hasse ihn dafür.

K.K.

Feindschaft

Manchmal muss ich nachmittags meinen kleinen Bruder im Kinderwagen umherfahren; aber nicht so weit, mu' strassauf und strassab. Dass er noch fast keine Haare hat, stört den Schönheits-sinn meiner Mutter; also hat sie ihm eine abgeschnittene Strähne von ihrem eigenen Haar unter das Mützchen geklemmt, so dass es sich gefällig über den kahlen Babykopf lockt.

«Lass ma kucken, watte da fürn Hässlichen hass!» kräht meine Feindin Gilla Eckstein und fingert an dem Mützchen meines Bruders. «Watt!» schreit sie, „n' Bekloppten mit Haar-Ausfall! Schmeiss ihm wäch!» «Nimm das sofort zurück!» rufe ich und reisse ihr die Locke wieder weg. «Miststück! Doofe Sau!» wir gehen gleichzeitig aufeinander los. Sie haut mir ins Gesicht und ich haue ihr ins Gesicht. Sie zerkratzt mir den Arm und ich trete ihr gegen die Schienbeine. Dann fährt sie mir in die Haare und reisst mir beinahe die Zöpfe aus. Ich schlage ihr die Brille von der Nase und zertrete ein Glas mit meinem Absatz. Ich reisse ihr ein ganzes Büschel Haare aus, noch mit Haut dran. Wir prügeln uns genau vor Röper. Die Verkäuferin kommt heraus und schimpft: «Wollt ihr wohl aufhören, blöde Blagen! Schämt euch!» Gilla Eckstein rennt nach Hause: «Datt sachich!» Ich stecke ihre Haare in meine Manteltasche und schreie: «Warte nur! Dich treff ich noch!» Abends klingelt das Ehepaar Eckstein an der Tür und mein Vater muss das kaputte Brillenglas bezahlen. Um mich zu rächen, erzähle ich überall in der Nachbarschaft, bei Ecksteins in der Backstube lägen überall Mäuseköttel herum und die Mäuse fitschten ständig hinter den Mehlsäcken unter der Theke weg. Im Streuselkuchen wären immer Köttel eingebacken. Das Ehepaar Eckstein kommt noch einmal.

K.K.

Ilse

Ilses Familie wohnt in zwei Zimmern, noch kleiner und noch düsterer als unsere; denn sie liegen im Parterre, nur knapp anderthalb Meter über dem Bürgersteig. Eine modderig riechende Einfahrt führt auf den mit geschwärzten Ziegelsteinen gepflasterten Hinterhof, wo zwischen Taubenhaus und Schuppen auch ein paar Hühner hinter Maschendraht herumlaufen. Hier hinten liegt auch der Hauseingang; daneben führen ausgetretene, krumme Steinstufen hinunter in den Keller. Dort lagern Kohlen, Brennholz und Gerümpel, und wenn man die niedrige Brettertür unterhalb der Stiege öffnet, schlägt einem feuchter, säuerlicher Schimmelgeruch entgegen.

Ilses Vater und ihr 16-jähriger Bruder arbeiten «auffe Zeche»; ihre ältere Schwester ist Lehmädchen bei «Röper» an der Ecke. Wenn ich manchmal keine Lust zu Schularbeiten habe, droht mir meine Mutter: «Wenn du nichts lernst, musst du später zu Röper in die Lehre!» Das will ich auf gar keinen Fall, denn nur dämliche Mädchen müssen zu Röper in die Lehre.

Weil ich Ilse, die langsam im Begreifen ist, bei den Schularbeiten helfen kann, darf ich zu ihr nach Hause. Irgendjemanden zu besuchen, ist nicht üblich. Stets sind auch bei Iلس Eltern die Gardinen zugezogen. Und selbst, wenn ihre Oma und ihr Opa am Nachmittag bei schönem Wetter das Fenster zur Strasse öffnen, zwei Sofakissen auf die Fensterbank legen und mit aufgestützten Ellbogen und mit hinausgelehntem Oberkörper das Leben auf dem Bürgersteig beobachten, ziehen sie die Vorhänge sorgfältig hinter sich zu. Nur manchmal kann man einen Blick auf ein Möbelstück werfen, einen Lampenschirm oder auf einen anderen

Bewohner. Dieses «Fensterglotzen» ist mir verhasst. Was drinnen ist, wird versteckt, was draussen ist, wird kontrolliert.

Auch bei Ilse werden die Schularbeiten am einzigen Tisch in der Wohnküche gemacht. Wenn man uns für unsere Hefte eine Ecke freigeräumt hat, verschwindet Ilses Oma in den angrenzenden Schlafraum, wo sie unter den hoch aufgeschüttelten «Plümmos» einen Topf mit Resten vom Mittagessen verwahrt: lauwarm gehaltene Kartoffeln, Gemüse und manchmal auch einen Bratenrest. Ich bin immer hungrig, ich bin erbärmlich spillerig, und bei Ilse schmeckt es mir immer, denn ihre Oma kann gut kochen. Meine Oma und meine Mutter sind das Kochen von früher nicht gewohnt, «da hatte man eben Personal».

K.K.

Krawatzki I

«Der Krawatzki kommt! Der Krawatzki kommt!»

Ich sitze bei geöffnetem Fenster in unserer kleinen Küche und höre «Woffang» von nebenan gröhlen. Ich esse meine Haferflocken mit kalter Milch und Zucker. Zwischendurch betritt Mutter die Küche, um mir einen Löffel Lebertran reinzuzwingen. Sie denkt, zusammen mit den Haferflocken würde es mir leichter fallen, diese klebrige Masse herunterzubekommen. Ich habe mich längst an diese Prozedur gewöhnt und manchmal klappt es auch, aber nur durch weitere Ablenkungen. Die «Krawatzki-Ablenkung» bekommt sie nicht mit.

Eine Chance ist vertan. Wenn «Woffang» «Krawatzki» ruft, werfe ich mich sofort auf die Fensterbank und halte Ausschau nach Krawatzki.

Fast gleichzeitig gehen in der Nachbarschaft die Fenster auf. Von oben rechts sieht man Gunnas Kurzhaarkopf, unter mir sehe ich Beate, aus dem Eisenbahnerhaus schauen Alfons, seine Oma und ihr Dackel aus dem Parterrefenster. Meine Mutter spricht im Hintergrund über die Vorzüge von Lebertran und dass ich meine Möhrchen noch nicht gegessen hätte. Sie könnte mir jetzt meine Lieblingsspeise vorsetzen, zerquetschte Erbsen mit zermanschten Kartoffeln und ´ner Frikadelle, diese Speise würde kalt werden. Nichts ist aufregender als Krawatzki auf dem kleinen Rasen vor unserem Reihenhaus. Der Rasen trennt unsere schmale Strasse, in der nur in einer Richtung gefahren werden kann, aber nur, wenn niemand dort parkt, von der richtigen Strasse mit Gegenverkehr. Beide Strassen heissen «Auf Böhlingshof». Dazwischen liegt also eine Rasenfläche, die auf 200 Metern zweimal von einem acht Meter langen Weg durchtrennt wird, dieser wiederum ist durch kleine Büsche seitlich begrenzt. Am Ende unserer Strasse, wo an der Ecke Stockebrandts Bäckerei, die auch ein Anschreibebuch führt, jeden Morgen Ziel meiner ersten selbständigen Einkaufsbummel ist, kann ich Krawatzki erkennen. Er kommt von zu Hause. Er wohnt um die Ecke im Hause des Molkereibesitzers Faust. Dort wohnen auch seine Schwester und seine Eltern, die ich meine, noch nie gesehen zu haben. Ich weiss auch nicht, wie alt Krawatzki ist. Er ist gross, grösser als ich, grösser auch als seine grosse Schwester. Vielleicht ist Krawatzki schon vierzehn. Er hat grosse Füsse. Das erste, was ich von Krawatzki sehe, sind seine Füsse und sein Kopf. Sein Kopf kommt immer näher. Es ist warm und die Sonne blendet. Sie scheint von links direkt auf Krawatzkis Kopf. Er hat rote Haare, die wie verrückt aus seinem Kopf wachsen. Wolfgang geht ihm entgegen. Wolfgang ist der Freund von Krawatzki. Ich weiss nicht einmal,

wie er mit Vornamen heisst. Vielleicht weiss das von den Kindern in der Strasse niemand. Er braucht auch keinen Vornamen. Aus dem Esszimmer höre ich unseren Wellensittich Peter aufgereggt krächzen. Er krächzt wie Krawatzki auf dem Kopf aussieht.

Jetzt steht er vor unserem Haus auf dem Rasen und winkt uns zu. «Ey Krawatzki» und «Achtung Feueralarm» hört man aus den Fenstern rufen. Woffang baut sich neben ihm auf als sei er sein Manager.

Jetzt passiert es. Die ersten Sachen fliegen aus den Fenstern in Richtung Krawatzki. Manches versucht er zu fangen, andere Sachen fliegen ihm an den Kopf, auf die riesigen Füsse oder verfehlen ihn gänzlich. Ich selber trenne mich ungern von meinen Spielsachen. Es kommt selten vor, dass ich etwas nicht mehr haben mag. Ich verwahre alles. Aber irgend etwas muss ich haben, damit ich mich an unserem Spiel beteiligen kann. Mir fällt ein, dass meine Schwester ein paar Schlappen wegwerfen wollte. Ich renne in ihr Zimmer, nehme ein Paar Schlappen, die schon alt aussehen, renne zurück in die Küche und feuere, ohne zu schauen, ins Freie.

Manche Sachen versucht Krawatzki zurückzuwerfen. Niemand in der Nachbarschaft hat Angst vor zerbrochenen Fensterscheiben. Krawatzki wirft hoch aber nicht weit. Heute fliegt nicht viel: ein paar Micky-Maus-Hefte, ein paar zerbeulte Bälle, ein paar kleine Ritter mit abgebrochenen Armen oder Beinen und die Schlappen meiner Schwester. Woffang gibt jetzt sein Zeichen. Das bedeutet: Schluss mit der Veranstaltung. Er holt einen Karton, sammelt das Brauchbare ein und gibt das Unbrauchbare seinem Freund Krawatzki.

R.D.

Krawatzki II

Nur noch ein einziger Wagen steht auf dem Wildenbruchplatz, ein Kirmeswagen auf zwei Rädern mit einer vergilbten Aufschrift in blassem blau: Willi Biermann senior. Es ist der kleine Lotteriewagen. Noch gestern konnte man dort auf Spielkarten setzen, die auf Glas gemalt sind: Pik As, Kreuz As, Herz As und Karo As. Unter den Kartenwerten bewegt sich blitzschnell ein Licht. Wo es stehen bleibt, leuchtet die Karte auf, die gewinnt. Die ganze Woche über war ich täglich ein- oder zweimal dort, um den Spielbetrieb zu beobachten. Der Mann hinter der Spielkartentheke redete pausenlos. Das faszinierte mich. Er redete immer die gleichen Sätze, immer im gleichen Tonfall, ungefähr so: Hierjetztsetzenhierundwiedergewinnendamenundherrenjetzthier ... Es gab allerhand Nützliches zu gewinnen: Plastikblümchen, Plastikschlüsselanhänger, Schokolade, Limonadengläser, Schraubenzieher, Pustefixe und Vogelstimmenflöten, kleine Blättchen, die man irgendwie in den Mund stecken muss und, wenn man noch geschickter ist, durch «irgendwie blasen» Vögel nachahmen kann. Woffang von nebenan ist Meister im Vogelstimmenflöten.

Der Spielkartenwagen steht nun als Überrest der Kirmes auf dem mit Abfall angefüllten Platz. Ich stehe oben auf der Strasse am Geländer und schaue auf den Ascheplatz hinunter, den man von unserer Strasse über eine Treppe erreichen kann. Unten entdecke ich Krawatzki, den alle Kinder hier kennen. Obwohl er schon ziemlich gross ist, ist er meist mit uns Kindern zusammen. Krawatzki sammelt alles. «Ich kann alles gebrauchen», sagt er immer. Wenn man ihn fragt «wozu»? , sagt er immer: «Du bist ja bekloppt!»

Krawatzki sitzt da, umgeben von heruntergeschossenen Blei-

röhrchenresten, die vorher in der Schiessbude Plastikblumenstengel und Pfauenfedern und Ähnliches hielten. Er sammelt die kleinen kupferfarbenen Kügelchen ein, mit denen aus den Gewehren der Schiessbude auf Blumen, Teddybären und Jayne Mansfield-Bilder geschossen wird. Auch ein paar zerrupfte Pfauenfedern steckt Krawatzki in seine riesigen, aufgenähten Jackentaschen.

Er sieht aus wie ein Indiander aus den Trümmern seines von Weissen zerstörten Zeltdorfes. Krawatzki ist alleine auf dem Platz. Ich glaube, es ist ihm egal, ob er beobachtet wird oder nicht.

Wenn er eins dieser Schiessbudenkügelchen findet, hält er es zwischen zwei Fingern hoch als prüfe er einen Diamanten. Dann freut er sich und steckt den gefundenen Schatz in seine Tasche. Jetzt sieht er hoch. Ich winke. Kaum kann ich über das Geländer schauen. Ich bücke mich und sehe zwischen den Eisengittern durch. Er winkt zurück. Er winkt mit weit ausholenden Armbewegungen, als wolle er ein Flugzeug einweisen. Ich soll zu ihm kommen. Das soll es wohl bedeuten. Ich renne neugierig die Treppe hinunter auf den Platz.

Jetzt ist der Geruch ganz nahe, der eben noch leicht mit dem Wind an mir vorbei gen Himmel zog. Es ist der Geruch von Pferdekötteln. Es gab wieder zwei Ponykarussells auf der Kirmes. Meine Schwester hatte mich oft damit fahren lassen, damit ich Ruhe gebe. Ich drehte mich dann auf meinem Kutschensitz immer um, weil ich das Pony hinter mir von vorn sehen wollte und nicht das Pony vor mir von hinten. Die Ponies stehen jetzt wieder dicht beieinander in ihrem fahrbaren Stall. Es bleibt der Geruch der Pferdchen. «Ich hätte gern ein Pony für mich alleine», sagte ich zu Marni. Es wurde ein Wellensittich daraus, den ich sehr lieb habe.

Krawatzki winkt immer noch. Man könnte meinen, er hätte den «Schatz im Silbersee» gefunden. Ich bin fast in seiner Nähe, da sehe ich, dass er ein Bündel neben sich liegen hat. Er grinst mich an, sagt: «Mach die Augen zu! Und nicht lügen!» Ich mache die Augen zu. Bei so etwas bin ich aufgeregt wie ein kleines Kind. Ich höre ein Zischen, ein Pfeifen. Ich öffne die Augen. Vor mir steht ein Krawatzki wie ich ihn noch nie gesehen habe. Er hat das Vogelstimmenblättchen im Mund. Es pfeift und quietscht kläglich aus seinem Kopf, der rot angelaufen ist. Seine roten Haare scheinen sich aufzurichten. Auf seinen grossen Händen liegt das Bündel. Es sieht aus wie ein ausrangierter Putzlappen. «Mach auf!» sagt Krawatzki mit funkelnden Augen. Dann pfeift er wieder sichtlich vergnügt.

Ich stelle mir vor, was wohl in dem Bündel sein könnte. Vielleicht ein alter Schuh? Ich gehe einen Schritt näher heran an Indianer-Krawatzki, der sich freut. Mit meinen Fingerspitzen öffne ich das Bündel vorsichtig. «Ich bin sehr mutig,» denke ich. Über Krawatzkis Händen hängt das geöffnete Tuch. In dem verschmutzten Lappen liegt ein totes Rotkehlchen.

R.D.

Krawatzkis trifft «den doofen Willi»

«Humbtata humbtata tätärä und buffdata bufftada pfff...!» Da kommt einer die Augustastrasse hoch. Er hat'n schiefes Gesicht, der doofe Willi. Er marschiert zweidreivier. Dabei hört man sein «bufftada». Bei seinem «bufftada» verliert der Willi 'ne Menge Spucke. Er versucht zu flöten. Dabei zieht sich sein Gesicht komplett auf die Seite, aus deren Mundwinkel der Pfeifton kommen soll. Ich kann noch nicht pfeifen. Mir fehlt Übung. Der Willi kann

auch nicht pfeifen. Beim Willi ist der trockene Ton, der sich aus dem schiefen Gesicht drückt, ganz nass.

Der Willi ist doof. Warum heisst er sonst «der doofe Willi?» Alle kennen ihn. Vor allem kennen ihn die Mütter, denen er oft die Einkaufstaschen bis vor die Haustür trägt. Trotzdem gibt es nur wenige Hausfrauen, die keine Angst haben vor dem «komischen Mann». Vor Doofen haben die Leute Angst. Vielleicht will man auch nicht mit Willi gesehen werden.

Der Willi freut sich, wenn er helfen kann. Wenn er vor Freude laut lacht, ist es auch nass. Sein Gesicht kneift sich dabei so zusammen, dass es aussieht wie ein lachender Knubbel.

Der Willi mag Marschmusik, besser gesagt, er ist verrückt nach Marschmusik. Wenn Schützenfest ist, ist es nur ein Schützenfest, wenn Willi beim Blaskapellenumzug vorneweg läuft. Er ist der Tambourmajor, der Maestro der Strassenbläser.

Seine rechte Hand hat nur noch einen Finger, an den er immer die Einkaufstaschen der Frauen hängt. Wenn eine Blaskapelle kommt, wissen wir Kinder und unsere Mütter, dann kommt auch der Willi. Vorneweg schmeisst Willi seinen Finger hoch und fängt ihn wieder auf – als sei es ein Exerzierstab. Er bläst und bufftadat und tätärät und pfftatat, sein Finger hoch in die Luft und wieder aufgeschnappt. Der Finger ist Dirigierstab und Fahne. Vorne der Willi – hinter ihm die Blaskapelle. Er bläst die Trompete. Das Instrument ist sein schiefer, grinsender Mund. Die Nachbarn auf der Strasse, die Nachbarn in den Fenstern, alle rufen: «Guck mal da, der doofe Willi!»

Ein bisschen hab' ich auch Angst vor ihm, weil er uns Kinder immer so angrinst. Und da spuckt er wieder. Sagen tut er nichts.

Er feixt und grinst. Will er, dass wir das komisch finden? Vielleicht will er uns Kleinen ja nur Angst machen.

Ich sitze am Fenster – in Sicherheit. Willi marschiert die Augustastrasse hoch. Er hält kurz, zwischen einem bufftada und dem nächsten, und springt über das Geländer auf den unten liegenden Platz, springt kurz vor Freude hoch und weiter geht's.

Es beginnt zu schneien. «Wo ist mein Schlitten?», denke ich. Sobald die ersten Schneeflocken vom Himmel baumeln, rennen alle Kinder in die Keller und auf die Dachböden, um ihre Schlit-



Schlittenfahrt

ten herauszuholen. Die Kinder von Hasenbeins gegenüber rennen in Vaters Garage. Sie haben eine Garage. Ich glaube, Vater Hasenbein verdient viel mehr als mein Vater. «Das sieht man schon an den Gardinen hinter der Balkontür», sagt meine Mutter. Sie haben in der Garage ein Auto. «Borgwart» steht da drauf. Daneben stehen zwei Motorräder, die immer wieder geputzt werden, eine Zündapp und eine BMW. Das weiss ich von den anderen. Ich habe einen kleinen Holzroller. Aber jetzt, wenn es schneit, braucht man keinen Roller. Jetzt braucht man einen Schlitten. Wenn dann in zwei, drei Stunden Frau Holle immer noch ihre Kissen ausschüttelt (meine Mutter sagt das immer, aber ich kenne keine Frau Holle), dann ziehen wir unsere gekuften Holzkisten an einem Strick hinter uns her oder lassen uns bestenfalls von der grossen Schwester ziehen.

Keine dreihundert Meter entfernt gibt es einen steilen Hang, von dessen Gipfel aus wir über den Schnee nach unten jagen werden. Das sind bestimmt nicht weniger als fünf Meter, die blitzschnell überwunden werden. Der Hang begrenzt den Wildenbruchplatz an seiner Ostseite. Der Schnee ist hier nur kurze Zeit so weiss wie Schnee. Schnell wird er mit einer schwarzgrauen Schicht belegt. Dieses Schwarzgrau kommt auch von oben wie der Schnee. Bei meiner Oma in Wertherbruch ist der Schnee ganz lange weiss. Meine beiden kleinen Cousins, richtige Landkinder, machen sich oft einen Spass daraus, ihn auf dem Erdbeerbeet im Garten gelb zu färben. Sie laufen dann breitbeinig pinkelnd hin und her und lachen sich krumm und schief.

«Ob der Willi das auch macht?» denke ich. Der ist zwar kein Kind mehr, aber schliesslich verrückt. Jetzt steht er dort und guckt in die Luft und lacht.

Ich mache das Fenster zu, höre noch Mutters «wo rennst

Du denn hin, nimm Deine Handschuhe mit, zieh Dir den Pullover an ...» und stehe jetzt im Hauseingang. Ich schaue auch in die Luft und sehe wie Mutter mir die Fäustlinge hinunterwirft. Da tippt mir jemand auf die Schulter. Ich erschrecke. Aber es ist nur Krawatzki. Krawatzki grinst mich an und setzt seinen Weg fort. Es rattert und scheppert. Er zieht etwas hinter sich her. Er zieht es an einem Lederriemen über den Bürgersteig, auf den mittlerweile ein paar Schneeflocken gefallen sind.

Es ist Krawatzkis Schlitten, ein Zweisitzer. Die Sitze sind zwei umgedrehte Apfelsinenkisten. Der Unterbau sieht aus wie das Gestell eines Kinderwagens ohne Räder. Vielleicht war es einmal der Kinderwagen von Krawatzkis Schwesterchen, die schnell aus ihm herausgewachsen ist und jetzt schon ohne Mäntelchen runder ist als alle anderen Schwestern.

Zielstrebig scheppern Krawatzki und sein Apfelsinenkistenschlitten Richtung Wildenbruchplatz, an dessen oberem Geländer immer noch Willi steht und sich an den tanzenden Schneeflocken freut. Krawatzki und Willi begrüßen sich. Sie kennen sich vom Schützenfest. Wenn Willi gekonnt die Blasmusik anführt, rennt Krawatzki immer schräg neben ihm her und versucht, seine Bewegungen nachzumachen. Ihre Begrüßung sieht aus wie ein Veitstanz. Willis Tambourmajorfinger fuchtelte immer wieder in Richtung Schlitten und Krawatzki versucht, Willis Flötversuche zu imitieren. Dann sehe ich sie beide verschwinden. Sie gehen die Treppe hinunter auf den Platz.

Mir ist kalt. Marni hat den Pullover, den sie über Wochen gestrickt hatte, schon in ihrer Hand. Ich betrete unsere kohlenbeheizte Wohnung und ziehe mir folgsam das Gestrickte über. Der Pullover ist viel zu lang. Ich soll wohl noch wachsen. Das gefällt mir.

Ich bitte Marni, mit mir in den Keller zu gehen, um den Schlitten herauszuholen. Sie muss sowieso noch Kohlen und Briketts holen. Marni holt immer die Kohlen aus dem Keller. Sie ist die einzige, die den Ofen im Korridor im Griff hat. Wenn sie da ist, geht er nicht aus. Ich gebe zu, ich habe Angst, alleine in den Keller zu gehen. Wenn ich nach Meinung meiner Eltern mal böse war, haben sie mir immer gesagt, im Keller sei der «Bullemann» und der würde mir schon die Leviten lesen. Ich wusste nicht, wie ich mir den Bullemann vorstellen sollte. Wenn er eine Mischung aus dem doofen Willi und Krawatzki wäre, ich hätte keine Angst, in den Keller zu gehen.

Unser Keller liegt in der Mitte. Mutter öffnet mit einem Riesenschlüssel das Schloss. Sie öffnet die Tür, die nur aus Holzleisten besteht. Durch die Spalten zwischen den Latten kann man in jeden Keller sehen. In den meisten Kellern sieht es gleich aus. Hinter der Tür rechts steht ein grosses Behältnis, das aus Latten von Apfelsinenkisten gemacht wurde. Darin sind die Kartoffeln eingekellert. In Regalen steht Eingemachtes. Wir haben viel Eingemachtes, Marmelade, Blutwurst, Leberwurst und Obst. Alles von Omas Bauernhof. An der Wand zur Strasse liegt ein Haufen Kohle, daneben gestapelte Briketts. Der Schlitten lagert links unter dem Regal mit den Gurkengläsern neben einer alten Munitiionskiste. Er ist sehr schmutzig. Ich setze mich in den Hausflur und putze meinen Schlitten wie die Hasenbeins ihre Motorräder. Draussen schneit es heftiger.

Mutter ruft in den Hausflur, ich solle hochkommen und etwas auf mein Brüderchen aufpassen. Das ist furchtbar. Ich will mit dem Schlitten hinaus, will sehen, was Willi und Krawatzki machen. Aber die Belohnung hört sich gut an. Meine Schwester wird mich später durch den Schnee ziehen und auf mich aufpassen.

Stolz sitze ich mit Bommelmütze, Pullover und Fäustlingen auf dem Schlitten, vor mir meine Schwester, die die Karrosse zieht. Wir sind am Geländer, von dem man den Platz einsehen kann. Unten sehen wir, wie Willi und Krawatzki den Bau eines Schneemanns beenden. Der Schneemann sieht aus wie ein Fanfarenbläser aus einem Spielmannszug ohne Fanfare. Meine Schwester sagt: «Guck mal da, die Bekloppten!»

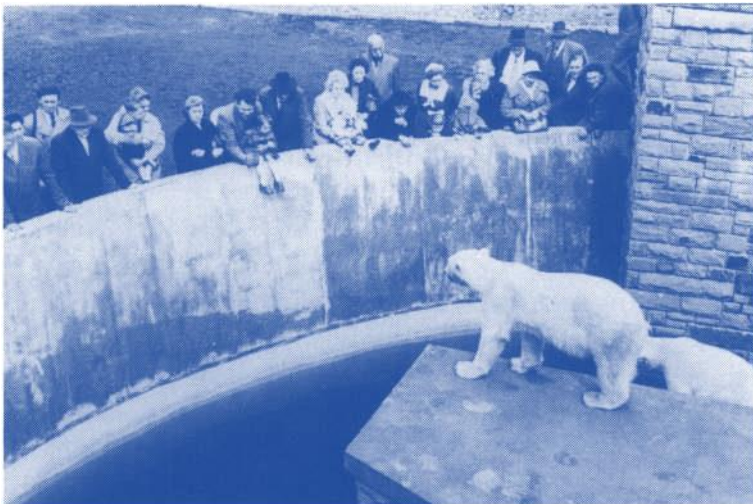
Später sind wir am Abfahrtshang und beobachten, wie Krawatzki und Willi im Apfelsinenkistenschlitten herunterrutschen, geradewegs in den Fanfarenbläterschneemann hinein. Der kippt leicht zur Seite. Willi lacht. Er hat schon eine ganz rote Nase, so rot wie Krawatzkis Haar, auf dem immer wieder Schnee liegenbleibt. Willi geht weg. Krawatzki baut den Schneemann wieder auf. Der Kopf ist ihm etwas klein geraten. Von fern hört man noch Willis «bufftada».

R.D.

Abschiede

Der Eisbär

«Will der springen?» frage ich meine Mutter und «Warum will der springen?» An einer Seite des Eisbärengeheges steht, rhythmisch hin- und herwiegend, das Eisbärmännchen und nimmt Mass. «Der wird ständig von seiner Frau gezanzt», weiss meine Mutter, «der will abhauen! Aber der Graben ist zu breit und die Mauer hat Eisenspitzen. Der springt nicht.» Der Eisbär nimmt wochenlang Mass, die unentwegte monotone Schaukelbewegung gehört zu ihm wie das Vogelzeigen zu den Schimpansen, das «Tigern» zu den Raubkatzen, das Stehen auf einem Bein zu den Flamingos. Sein Schaukeln kommt mir ein bisschen vor wie das «Schöckeln» meines kleinen Bruders, der sich auf seinem Bett



Eisbärgehege

immer hin- und herdreht, stundenlang, und dann nicht ansprechbar ist. Aber es kann ja nichts passieren, der Graben ist zu breit, die Mauern haben Eisenspitzen ... Eines Abends ist er dann doch gesprungen. Es war niemand mehr im Zoo, jedenfalls kein Besucher. Die Polizei wurde zu Hilfe gerufen. Es wurde niemand verletzt, aber der Eisbär wollte nicht freiwillig zurück ins Gehege. Er wurde erschossen.

H.B.

Umzug

Seit der Gymnasialzeit fühlte ich mich von Ansprüchen umstellt. Ich hatte Angst zu versagen, Angst vor den Eltern, Angst vor den Lehrern, die tobten, schrieten, prügelten und unaufhörlich von ihren Kriegserlebnissen erzählten: vom minderwertigen Charakter des «Russen» (voll Bewunderung aber für den «eisenharten Stalin»), vom «hinterhältigen Franzosen», vom «feigen Tommy» und vom «verräterischen Italiener»: «Camerata, camerata, quanto costa marmelata ...»

Ich entzog mich diesen Ansprüchen, wo immer es ging. So blieb ich bereits in der Quinta sitzen. Die Sitzenbleiber bildeten rasch eine Gemeinschaft, in die wir auch von den Lehrern gezwungen wurden: wir hatten zusammen in den letzten Bänken zu sitzen. Irgendwie habe ich mich dann in die Quarta gemogelt und schliesslich in die Untertertia. Ich zog nur an, was in der Schule untersagt war: ich trug «Hithosen» und lila Wildlederschuhe mit Plateausohlen (in beide wechselte ich heimlich nach dem Verlassen der elterlichen Wohnung), liess mir die Haare etwas länger wachsen. Jede Unbotmässigkeit, jedes Widerwort, zu-



Sextaner mit Klassenlehrer 1961

Weilen schon ein unverschämter Gesichtsausdruck führten zum Eintrag ins Klassenbuch und, bei allzu häufiger Wiederholung, zu Arrest. Schulische Strafmassnahmen wurden zu Hause begrüsst.

Händchenhaltend mit meiner festen Freundin, von der meine Eltern natürlich nichts wissen durften, erschien ich morgens vor der Schule und wurde auch prompt von der Aufsicht gesehen. Derartige Provokationen steigerten zwar das Ansehen bei den Mitschülern, verhärteten aber die Frontstellung zwischen mir und den Lehrern. Ich entging zwar dem häufig angedrohten «consilium abeundi», blieb dafür aber ein zweites Mal sitzen.

Aus diesem zähen Kleinkrieg befreite mich der Umzug nach Düsseldorf, der mich aber in andere, grössere Nöte stürzte. Von einem Tag auf den anderen wurde ich durch die Willkür meiner Eltern aus meiner vertrauten in eine fremde Welt gestossen, die ich nicht verstand, in der ich mich allein und hilflos fühlte und in der ich schon durch meine Sprache auffiel. Was ich konnte, zählte nichts mehr; meine Freunde musste ich dort zurücklassen und hier hatte ich niemanden, der Erfahrungen mit mir teilte. In den ersten Monaten und Jahren meines neuen Lebens floh ich immer wieder zurück in die überschaubare Welt des Kohlenpotts, in meine Welt, in der sich alles zusammenfügte, in der alles besser war und leichter ging, in der ich mich so gut auskannte und zu Hause fühlte.

B.D.

Aufnahmeprüfung

Meine Alma-Schulzeit endet mit der Aufnahmeprüfung aufs Mädchen-Gymnasium. Drei Tage lang müssen wir Prüfungen

machen. Nur der Rektor und der Klassenlehrer schlagen die Kandidaten vor. Mein Mitschüler Hermann bleibt auf der Volksschule, obwohl der Lehrer ihn fürs «Grillo» vorschlägt. Sein Vater will es so! Vom Urgrossvater an haben alle Jungens der Familie mit 15 Jahren «auff'm Pütt» angefangen, und ausgerechnet bei seinem eigenen Ältesten will Hermanns Vater nicht mit dieser Tradition brechen. Trotz Elterngespräch bleibt er hart: «Wo kämen wir da hin, wenn die Küken klüger werden als der Hahn? Er wird sich bloss für was Besseres halten!»

Drei Tage lang pilgere ich mit zwei anderen Mitschülerinnen zur Höheren Bildungsstätte und die ältlichen Lehrerinnen, die hier «Fräulein Studienrätin» heissen, vermitteln uns gleich eine Ahnung von unserer schulischen Zukunft. Es ist noch nicht lange her, dass dieses Gymnasium eine fromme Mädchenschule für katholische «höhere Töchter» war, und einige der Fräulein müssen noch mehrere Jahre auf ihre Pensionierung warten. «Du tritt vor!» sagt die Prüferin zu meiner Mitbewerberin Ulla, «und schreibe an die Tafel: herrlich!» Und Nachbars Ulla, Mitkämpferin aus Ückendorf um eine bessere Zukunft, tritt selbstbewusst vor und schreibt mit unbefangener Selbstverständlichkeit das vertrackte Wort so, wie sie es ihr Leben lang hat sprechen hören: «härlich!»

K.K.

Die Autoren des Bandes

Helmut Brall, geb. 1951, aufgewachsen in Gelsenkirchen, arbeitet als Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Germanistischen Seminar der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf; Studium der Philosophie und Germanistik an den Universitäten Düsseldorf und Heidelberg; Promotion im Jahre 1979 mit einer Arbeit über Wolframs von Eschenbach Parzival (DRUPA-Preis 1981). Publikationen zur geistlichen und weltlichen Literatur des Mittelalters und zur Geschichte kultureller Vorstellungen und Lebensformen. Letzte Buchpublikation: Versuche über die Einsamkeit, Frankfurt a.M. 1990. (H.B.)

Rolf Dennemann, geboren 1952 in Gelsenkirchen-Rotthausen, in GE-Bulmke grossgeworden. Gelernter Fremdsprachenkorrespondent und Bürokaufmann, arbeitete als Möbelpacker, Parfümerielagerist, Schallplattenverkäufer, Bauhelfer, Diskjockey, in einer Werbeagentur und als Übersetzer, bis er 1979 die Lokalität Kenkenberg in Gelsenkirchen übernahm. Seit 1974 macht er Theater, zunächst als Amateur, seit 1988 als Leiter der freien Gruppe THEATER FUSION. Er ist Autor mehrerer Hörspiele und Theaterstücke, veröffentlichte Gedichte und Kurzprosa und arbeitet überwiegend als Schauspieler (Bühne, Hörfunk, Film) und Regisseur. Mit dem THEATER FUSION gibt er regelmässig Gastspiele im Ausland. (R.D.)

Bernd Dreher, Jahrgang 1949, geboren und aufgewachsen in Gelsenkirchen; Studium der Geschichte und der Erziehungswissenschaft, Historiker und freier Autor. Publikationen zur Stadt- und

Landesgeschichte der Frühen Neuzeit. Buchpublikation: Texte zur Kölner Verfassungsgeschichte, Köln 1988. (B.D.)

Karin Kerl, geb. 1942 in Marienwerder, aufgewachsen in Gelsenkirchen, gelernte Photographin, lebt in Gelsenkirchen. (K.K.)

Michael Klaus, geboren 1952 in Brilon, wohnt in Gelsenkirchen. Germanistik- und Kunststudium an den Universitäten Bochum und Essen. Schriftsteller. Schreibt Gedichte, Erzählungen, Satiren, Hörspiele, Filmdrehbücher. Bekam den Förderpreis des Landes Nordrhein-Westfalen, NRW-Arbeitsstipendien, ein Stipendium des Deutschen Literaturfonds Darmstadt und den Literaturpreis Ruhrgebiet. Jüngste Buchveröffentlichung: Auf ein langes Leben, erscheint Januar 1993, Drehbuch zum Kinofilm «Nordkurve». (M.K.)

Bildnachweis

Alle Bilder mit Ausnahme der Abb. auf S. 17, 29, 52, 107 und 141 wurden von der Stabsstelle Marketing und Öffentlichkeitsarbeit der Stadt Gelsenkirchen freundlicherweise zur Verfügung gestellt. Verlag und Herausgeber danken für die Genehmigung zum Abdruck. Die anderen Bilder stammen aus privaten Archiven.